

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

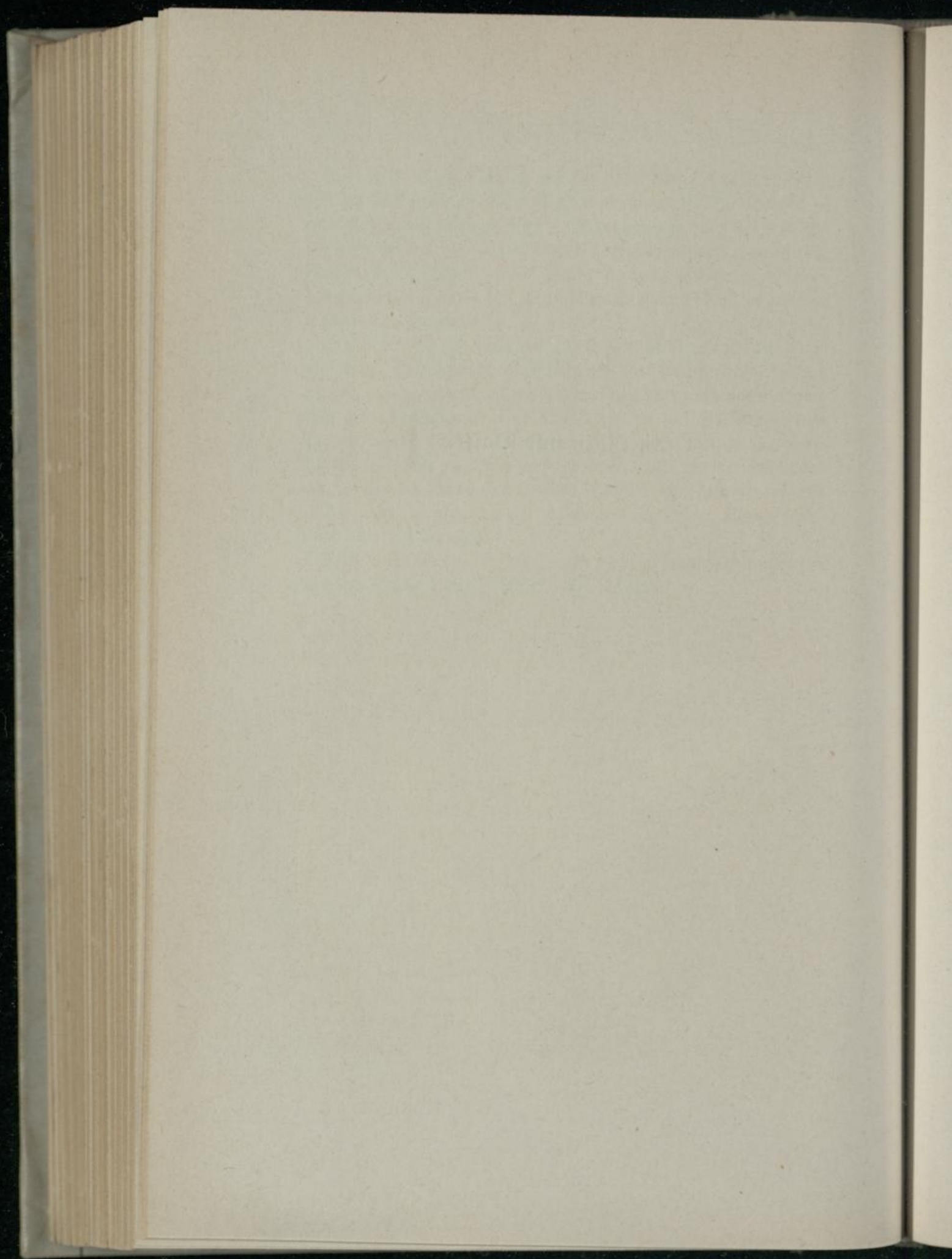
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

An Rhin und Dosse

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

An Rhin und Dosse



Das Wustrauer Luch

Es schien das Abendrot
Auf diese sumpfgewordne Urwaldstätte,
Wo ungestört das Leben mit dem Tod
Jahrtausendlang gekämpft um die Wette.
Lenau

Der Rhin, dessen Bekanntschaft wir in einem vorausgehenden Kapitel machten, nimmt auf der ersten Hälfte seines Weges seine Richtung von Nord nach Süd, bis er nach Passierung des großen Ruppiner Sees beinah plötzlich seinen Lauf ändert und rechtwinklig weiter fließend, ziemlich genau die Südgrenze der Grafschaft zieht. Auf dieser zweiten Hälfte seines Laufs, Richtung von Ost nach West, gedenken wir ihn in diesem und den nächsten Kapiteln zu begleiten, dabei weniger ihm selbst als seinen Dörfern unsre Aufmerksamkeit schenkend.

Das erste unter diesen Dörfern ist Wustrau. Wir kennen es bereits; nicht aber kennen wir das gleichnamige Luch, das der Rhin hier unmittelbar nach seinem Austritt aus dem See auf Meilen hin bildet, und diesem „Wustrauer Luch“ gilt unsre heutige Wanderung.

Wir beginnen sie vom Zentrum des Fehrbelliner Schlachtfeldes, vom Hakenberger Kirchhofe aus und steigen nach einem Überblick über die Torf- und Wiesenlandschaft, wie ihn der hochgelegene Kirchhof ganz vorzüglich gewährt, an die Rhinufer nieder. Rahnfahrten werden aushelfen, wo Wasser und Sumpf jede Fußwanderung zur Unmöglichkeit machen. Als nächstes Ziel aber wählen wir eine zwischen den Dörfern Wustrau und Langen gelegene „Faktorei“, deren rotes Dach hell in der Sonne blizt.

Es war ein heißer Tag, und der blaue Himmel fing an, kleine grauweiße Wölkchen zu zeigen, die immer nur verschwanden, um an anderer Stelle wiederzukehren. Auf einem schmalen Damm, der wenig mehr als die Breite eines Wagens haben mochte, schritten wir hin. Alles mahnte an Torf. Ein feiner, schnupftabakfarbener Staub umwirbelte uns; schwarze undurchsichtige Lache stand in den Gräben; die weite grüne Rasenfläche dehnte sich rechts und links,

nur von Torfpyramiden unterbrochen; ja selbst die kümmerlichen Sträucher, darunter Ginster und Besenkrant, sahen aus, als hätten sie sich gehorsamst in die Farben ihrer Herrschaft gekleidet. Das Ganze machte den Eindruck eines plötzlich ans Licht geförderten Bergwerks, und ehe zehn Minuten um waren, sahen wir aus wie die Veteranen einer Knappschaft.

Wir mochten eine halbe Stunde gewandert sein, als wir bei der „Faktorei“ mit dem roten Dache ankamen. Ich weiß nicht, ob diese Etablissements, deren wohl zehn oder zwölf im Wustrauer und Linumischen Luche sein mögen, wirklich den Namen Faktoreien führen, oder ob sie sich noch immer mit der alten Bezeichnung Torfhütte behelfen müssen. Jedenfalls sind es „Faktoreien“, und drückt dieses Wort am besten die Art und Weise einer solchen Luchkolonie aus. Die Faktorei, vor der wir uns jetzt befanden, lag wie auf einer Insel, die von Gräben und Kanälen, deren drei oder vier hier zusammentrafen, gebildet wurde. Sie bestand aus einem Wohnhaus, allerhand Stall- und Wirtschaftsgebäuden, die sich darum gruppierten, und aus einer Reihe von Strohhütten, die sich, etwa zwanzig an der Zahl, an dem Hauptgraben entlangzogen. Nach flüchtiger Begrüßung des Obermanns schritten wir zunächst diesen Hütten zu. Sie bilden, nebst hunderten ähnlicher Behausungen, die sich hier und anderswo im Luche finden, die temporären Wohnplätze für jene Tausende von Arbeitern, die um die Sommerzeit die Höhendörfer der Umgegend verlassen, um auf etwa vier Monate ins Luch hinabzusteigen und dort beim Torfstechen ein hohes Tagelohn zu verdienen. Die Dörfer, aus denen sie kommen, liegen leider viel zu weit vom Luch entfernt, als daß es den Arbeitern möglich wäre, nach der Hitze und Mühe des Tages auch noch heimzuwandern. Und so ist es denn Sitte geworden, zeitweilige Luchhäuser aufzubauen, eigentümliche Sommerwohnungen, in denen die Arbeiter die Torffaison verbringen. An diese Wohnungen, soviel deren diese eine Kolonie aufweist, treten wir jetzt heran.

Die Hütten stehen behufs Lüftung alle auf und gestatten uns einen Einblick. Es sind große, vielleicht dreißig Fuß lange Strohdächer von verhältnismäßiger Höhe. An der Giebelseite, wo die Dachluke hingehören würde, befindet sich die Eingangstür; gegenüber am andern Ende der Hütte gewahren wir ein offenstehendes Fensterchen. Zwischen Tür und Fensterchen läuft ein schmaler, ten-

nenartiger Gang, der etwa dem gemeinschaftlichen Hausflur eines Hauses entspricht. An diesen Flur grenzen von jeder Seite vier Wohnungen, d. h. vier niedrige, kaum einen Fuß hohe Hürden oder Einfriedigungen, die mit Stroh bestreut sind und als Schlaf- und Wohnplätze für die Torfarbeiter dienen. Wie viele Personen in solcher Hürde Platz finden, vermag ich nicht bestimmt zu sagen, jedenfalls aber genug, um auch bei Nachtzeit ein Offenstehen von Tür und Fenster als ein dringendes Gebot erscheinen zu lassen. Es war um die Mittagsstunde, und wir fanden ein halbes Duzend Leute, die teils sich ausruhten, teils ihr Mittagsmahl verzehrten. Wir knüpften ein Gespräch an und erfuhren folgendes. Die Arbeit ist schwer und ungesund, aber einträglich, besonders für geübte Arbeiter, die mittels ihrer Geschicklichkeit das Akkordquantum täglich überschreiten und ihre Arbeitsüberschüsse bezahlt bekommen. Drei Arbeiter bilden immer eine Einheit, und als das Durchschnittsquantum, das sie täglich zu liefern haben, gelten 13 000 Stück Torf. Leisten sie das, so haben sie einen mittleren Tagelohn verdient, der aber immer noch beträchtlich über das hinausgeht, was für Feldarbeit in den Dörfern bezahlt zu werden pflegt. Gute Arbeiter indes (immer jene drei als Einheit gerechnet) bringen es bis zu 20 000 Stück, was, den Tag zu 10 Arbeitsstunden festgesetzt, etwa 2 Sekunden für die Gewinnung eines Stückes Torf ergibt. Aber diese Produzierung sei noch ein Wort gesagt. Man hat es eine Zeitlang mit Maschinen versucht, ist aber längst zur Handarbeit, als zu dem rascheren und einträglicheren (auch für die Unternehmer) zurückgekommen. Das Verfahren ist außerordentlich einfach. Drei Personen und drei verschiedene Instrumente sind nötig: ein Schneideisen, ein Grabscheit und eine Gabel. Das Schneideisen ist die Hauptsache; es gleicht einem Grabscheit, das zwei rechtwinklig stehende Flügel hat, so daß man beim Eindrücken desselben drei Schnitte a tempo macht. Die Arbeiter stehen nun vor einem langen Torfgraben, dessen Wand glatt und steil abfällt. Zwei Arbeiter stehen in dem Graben; der dritte, mit dem Schneideisen, auf der Wandung desselben. Dieser setzt nun das Eisen ein, drückt von oben her das Torfmesser in den Grabenrand und schneidet dadurch ein fix und fertiges Torfstück heraus, das nur noch nach unten zu festhaftet. In demselben Augenblick, wo er das Schneideisen wieder hebt, um es dicht daneben in den Boden zu drücken, sticht der im

Graben stehende Mann mit dem Grabscheit das Stück Torf los und präsentiert es wie ein vom Teller gelöstes Stück Kuchen dem dritten. Dieser spießt es mit einer großen Eisengabel auf und legt es schichtweis beiseite, so daß sich binnen kurzem die bekannte Torfpyramide aufbaut.

Wir schritten nun zu dem eigentlichen Faktoreigebäude zurück; es teilt sich in zwei Hälften, in ein Büro und eine Art Bauernwirtschaft. An der Spitze des Kontors steht ein Geschäftsführer, ein Vertrauensmann der „Torflords“, der die Wochenlöhne zu zahlen und das Kaufmännische des Betriebes zu leiten hat. Er ist nur ein Sommergast an dieser Stelle, ebenso wie die Arbeiter, und kehrt, wenn der Herbst die Arbeiten unterbricht, für die Wintermonate nach Linum oder Fehrbellin zurück. Nicht so der Obermann, der Torfmeier, dem Haus und Hof gehören, in das wir soeben wieder eingetreten sind. Er ist hier zu Haus, jahraus, jahrein, und nimmt seine Chancen, je nachdem sie fallen, gut oder schlecht. Der Novembersturm deckt ihm vielleicht das Dach ab, der Winter schneit ihn ein, der Frühling bringt ihm Wasser statt Blumen und macht sein Gehöft zu einer Insel im See; aber was auch kommen mag, der Obermann trägt es in Geduld und freut sich auf den Sommer, wie sich Kinder auf Weihnachten freuen. Dabei liebt er das Luch; er spricht von Weizenfeldern, wie wir von Italien sprechen, er bewundert sie als etwas Hohes und Großes; aber sein Herz hängt nur am Luch und an der weiten, grünen Ebene, auf der wie ein Lagerplatz den die Unterirdischen verlassen haben, der Torf in schwarzen Zelten steht.

Der Obermann hieß uns zum zweitenmal willkommen und rief seine Frau, die uns freundlich-verlegen die Hand schüttelte. Beide Leute, wiewohl eher hübsch als häßlich, zeigten jene lederfarbene Magerkeit, die mir schon früher in Sumpfgegenden, namentlich auch bei den Bewohnern des Spreewaldes aufgefallen war. Die blanke, straffe Haut sah aus, als wäre sie über das Gesicht gespannt. Die Frau verließ uns wieder, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen, und ließ uns Zeit, das Zimmer zu mustern, in dem wir uns befanden. Es war, wie märkische Bauernstuben zu sein pflegen: zwei Silhouetten von Mann und Frau unter gemeinschaftlichem Glas und Rahmen, zwei preussische Prinzen daneben und ein roter Husar darunter — die Kaze machte einen krummen

Rücken und streifte mit ihrem Fell an allen vier Tischbeinen vorbei; der flachsköpfige Sohn verbarg seine Verlegenheit hinter dem Kachelofen, und die Wanduhr, auf deren großem Zifferblatt Amor und Psyche vertraulich nebeneinander lehnten, unterbrach einzig und allein die langen Pausen der Unterhaltung. Denn der Obermann war kein Sprecher.

Endlich trat die Magd ein, um den Tisch zu decken. Sie öffnete die kleinen Fenster, und zugleich mit der Sonne drangen jetzt Hahenschrei und Entengeschnatter ins Zimmer; war doch das Flügelvolk des Hofes seit lange daran gewöhnt, ein dankbares Hoch auszubringen, sobald das rote Halstuch der Köchin an Tür oder Fenster sichtbar wurde. Nun kam auch der Flachskopf aus seinem Versteck hervor und stellte Stühle um den Tisch herum; eine Flasche Wein aus unserem Reisefack vollendete die Vorbereitungen. Das Mahl selbst war ganz im Charakter des Luchs: erst Ribizeier, dann wilde Enten und schließlich ein Kuchen aus Heidemehl, dessen Buchweizen auf den Sandstellen des Luchs selbst gewachsen war. Wir ließen den Obermann leben und wünschten ihm guten Torf und gute Kinder. Aber kein Glück ist vollkommen; als wir um ein Glas Wasser baten, brachte man uns ein Glas Milch; das Luch steckt zu tief im Wasser, um — Trinkwasser haben zu können.

Bald nach Tisch nahmen wir Abschied und stiegen in ein bereitliegendes Boot, um unsere Wasserreise durch das Herz des Luches anzutreten. Der Himmel, der bis dahin zwischen grau und blau gekämpft hatte, wie einer, der schwankt, ob er lachen oder böse werden soll, hatte sich inzwischen völlig grau umzogen und drohte unserer Wasserfahrt einen ausgedehnteren und allgemeineren Charakter zu geben, als uns lieb sein konnte. Dennoch verbot sich ein längeres Zögern, und unter Hut- und Mützen-schwenken ging es dahin. Es war eine Vorspann-Reise: kein Ruderschlag fiel ins Wasser, keine Bootsmannskunst wurde geübt; Ruderer und Steuer-mann waren durch einen graufitteligen, hochstiefligen Torfarbeiter vertreten, der ein Riemenzeug um den Leib trug und mittels eines am Mast befestigten Strickes uns rasch und sicher die Wasserstraße hinaufzog. Gemeinhin trabte er links von uns den grasbewachsenen, niedrigen Damm entlang; sooft wir aber in einen rechts hin abzweigenden Graben einbiegen mußten, ließ er das Boot links auf-laufen, sprang hinein, setzte sich als sein eigener Fährmann über

und trat dann am anderen Ufer die Weiterreise an. Eine andere Unterbrechung machten die Brücken. Dieselben sind zahlreich im Luch, wie sich bei 71 Meilen Kanalsverbindung denken läßt, und von allereinfachster aber zweckentsprechendster Konstruktion. Ein dicker, mächtiger Baumstamm unterhält die Verbindung zwischen beiden Ufern und würde wirklich ohne alle weitere Zutat die ganze Überbrückung ausmachen, wenn nicht die vielen mit Mast und Segel des Weges kommenden Torfkähne es nötig machten, daß man den im Wege liegenden Brückenbalken auch ohne Mühe beseitigen könne. Zu diesem Behuf ruhen die Balken auf einer Art Drehscheibe, und die Kraft zweier Hände reicht völlig aus, den Brückenbaum nach rechts oder links hin aus dem Wege zu schaffen.

Die unzähligen Wasserarme, die das Grün durchschneiden, geben der Landschaft viel von dem Charakter des Spreewaldes und erinnern uns mehr denn einmal an das Netz von Gräben und Kanälen, das die fruchtbaren Landstriche zwischen Lehde und Leipe, den beiden Dörfern des Spreewaldes, durchzieht. Aber bei aller Ähnlichkeit haben das Luch und der Spreewald doch ihre Sonderzüge, die beide Sumpfgenden wieder wesentlich voneinander scheiden. Der Spreewald ist bunter, reicher, schöner; in seiner Grundanlage dem Luch allerdings verwandt, hat das Leben doch überall Besitz von ihm genommen und hat seine heiteren Bilder in den einfach grünen Teppich eingewoben. Dörfer tauchen auf, bunte Kähne gleiten den Fluß entlang, Blumen ranken sich um Haus und Hütte, und weidende Herden und singende Menschen unterbrechen die Stille, die auf der Landschaft liegt. Nicht so im Luch. Der einfach grüne Grund des Teppichs ist noch ganz er selbst geblieben; das Leben ist nur ein Gast hier, und der Mensch, ein paar Torfhütten und ihre Bewohner abgerechnet, stieg in diesen Moorgrund nur hinab, um ihn auszunutzen, nicht um auf ihm zu leben. Einsamkeit ist der Charakter des Luchs. Nur vom Horizont her, fast wie Wolfengebilde, blicken Dörfer und Türme in die grüne Ode hinein; Gräben, Gras und Torf dehnen sich endlos ins Weite, und nichts Lebendes unterbricht die Stille des Orts, als die unheimlichen Pelotons der von rechts und links ins Wasser springenden Frösche, oder das Kreischen der wilden Gänse, die über das Luch hinziehen. Von Zeit zu Zeit sperrt ein Torfkahn den Weg ab und weicht endlich mürrisch zur Seite, um unser Boot vorbeizulassen. Kein Schiffer

wird sichtbar, eine räthelhafte Hand lenkt das Steuer des Rahns, und wir fahren mit stillem Grauen an dem häßlichen alten Schuppentier vorbei, als sei es ein Torf-Ichthyosaurus, ein alter Beherrscher dieses Luchs, der sich noch besünne, ob er der neuen Zeit und dem Menschen das Feld räumen solle oder nicht.

So waren wir bis in die Mitte des Luchs gekommen. Die Kirchtürme an der Südspitze waren uns aus dem Gesicht verschwunden, und die Dörfer, die am Nordrand liegen, ließen noch auf sich warten. Da brach das Gewitter los, das seit drei Stunden um das Luch herum seine Kreise gezogen und geschwankt hatte, ob es auf der Höhe bleiben, oder in die sumpfigen Niederungen hinabsteigen sollte. Die Luchgewitter erfreuen sich des besten Rufs; sie kommen selten aber gut. Ein solches Wetter entlud sich jetzt über uns. Kein Haus, kein Baum, kein Strauch in Näh' und Ferne: so war es das beste, die Reise fortzusetzen, als läge Sonnenschein rundum. Der Regen fiel in Strömen, unser eingeschirrter Torfarbeiter tat sein Bestes und trabte gegen Wind und Wetter an. Der Boden wurde immer glitschiger, und mehr denn einmal sank er in die Knie; aber rasch war er wieder auf, und unverdrossen ging es weiter. Wir saßen derweilen schweigsam da, bemaßen das Wasser im Boot, das von Minute zu Minute stieg, und blickten alsbald nicht ohne Neid auf den vor uns hertrabenden Graufittel, der in der Luft des Kampfs Gefahr und Not vergessen mochte, während wir in der Lage von Reservebataillonen waren, die Gewehr bei Fuß dastehen müssen, wenn die Kugeln einschlagen und ihre Wirkung tun.

Jeder hat solche Situation durchgemacht und kennt die fast gemüthliche Resignation, die schließlich über einen kommt. Mit dem Moment, wo man die letzte trockne Stelle naß werden fühlt, fühlt man auch, daß das Wetter seinen letzten Pfeil verschossen hat, und daß es nur besser werden kann, aber nicht schlimmer. Lächelnd saßen wir jetzt da, nichts vor uns, als den grünen Streifen des Luchs, der mit dem Grau von Regen und Himmel in eins verschwamm, und sahen dem Tropfentanze zu, als ständen wir am Fenster, und freuten uns der Wasserblasen auf Teich und Tümpel. Endlich hielten wir; wir hatten den Nordrand des Luchs erreicht, und die Sonne, die eben sich wieder durchkämpfte und ihren Friedensbogen über das Luch warf, vergoldete den hübschen Turm des Dorfes Langen und zeigte uns den Weg. In wenigen Minuten

hatten wir das Wirtshaus erreicht, bestellten in fast beschwörendem Ton „einen allerbesten Kaffee“ und baten um die Erlaubnis, am Küchenfeuer Platz nehmen und unsere Garderobe stückweise trocknen zu dürfen. Wir traten in die große, altmodische Küche mit dem riesigen Herd, dem offenen Feuer und dem Hängekessel über demselben. Der Rauchfang war mit kupfernem Geschirr, und die roten Wände mit Fliegen bedeckt. Die Sonne stand jetzt brennend über dem Haus und drückte von Zeit zu Zeit den Rauch in die Küche hinein. Eine braune weitbäuchige Kanne stand bereits auf dem Herd, und die Alte, die eine große Kaffeemühle zwischen den Knien, mit wunderbarem Ernst die Kurbel gedreht und Kreise beschrieben hatte, erhob sich jetzt von ihrem Schemel, um das braune Pulver in den Trichter zu schütten. Die Magd mit dem Hängekessel war zur Hand, und im nächsten Augenblick zischte das Wasser und trieb die braunen Schaumblasen hoch über den Rand. Wir standen umher und sogem begierig den aromatischen Duft ein. Alles Frösteln war vorbei, und Tasse und Herdfeuer vor uns, auf Stuhl und Schemel uns wiegend, plauderten wir vom Luch, als wären wir eben den Kansas-River hinaufgefahren oder hätten die ungeheure Prärie in ihrer ganzen Länge durchritten.

Walchow

Ah, ich kenne dich noch, als hätt' ich dich gestern
verlassen,
Kenne das hangende Pfarrhaus noch, das Gärtchen,
die Laube
Schräg mit Latten benagelt.
Schmidt von Werneuchen

Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt. Faust

Von Langen, das wir nach einer Gewitterfahrt durchs Wust-
strausche Luch am Schluß unsres vorigen Kapitels glücklich
erreichten, ist nur noch eine Viertelmeile bis Walchow.

Walchow ist Mittelpunkt des Rhinluches. In den Zeiten, die der
Reformation vorausgingen und unmittelbar folgten, war es ein
adeliges Gut, das den Wuthenows und Zietens gehörte. So bis
1638, wo die Kaiserlichen unter Gallas dieses Dorf wie so viele
andere des Ruppinschen Landes in einen Aschenhaufen verwandel-
ten. Nach dem Kriege verkauften die genannten beiden Familien
ihre Anteile, die nun zunächst (1680) mit holländischen, 1699 mit
pfälzischen Kolonisten besetzt wurden. Ein Jahrhundert später be-
gann das Prosperieren; jetzt sind sie reich.

Einen Beweis für die ländliche Wohlhabenheit und zwar mehr
als die Erscheinung der Dörfer selbst, bietet der Kirchhof. Die neue
Scheune kann gebaut worden sein, weil es nötig war, andere, weil
die alte abbrannte (es baut sich leicht mit Feuerkassengelbern), das
Kirchhofsdenkmal aber ist ein recht eigentlicher Luxus. Die Men-
schen müssen sehr pietätvoll, sehr eitel, oder aber — und dies ist
die Regel — sehr wohlhabend sein, wenn sie mit dem geliebten To-
ten einen Teil ihres Besitzes teilen sollen. In Walchow hat der
Schulze des Dorfes seinem fünfzehnjährigen Sohne ein Monu-
ment errichtet, wie es der Begräbnisstätte eines adeligen Hauses
zur Zierde gereichen würde. In Front einer Tempelfassade, der
Giebel von dorischen Säulen getragen, steht auf hohem Postament
ein Engel des Friedens, Blumenbeete und Zypressen ringsum, und
an der Wand des Tempels eine Bronzetafel mit folgender Inschrift:

„Hier ruhet in Gott
 Erdmann Friedrich Höltsche,
 Das letzte Kind seiner tief gebeugten Eltern.

Die Sorge für Dich war die frohe Arbeit unserer Tage. Die Freude an Dir unser gemeinsames Glück, und unsere Hoffnung sah in Dir des nahenden Alters Stütze. Du liebes Kind, nun gründen wir Deiner Asche diese Wohnung. Mögest Du sanft darinnen ruhn, mögen auch wir Trost empfangen an dieser Stätte und den Frieden auf Erden.“

Die eigentliche Sehenswürdigkeit Walchows ist aber doch die Pfarre, nicht die Stätte, sondern was drinnen zu Hause ist. Hier wohnt Superintendent Kirchner, ein Sechziger, rüstig im Leben, im Amt, in der Wissenschaft. Fest und freundlich, gekleidet in den langen Rock des lutherischen Geistlichen, das angegraute Haar gescheitelt und in zwei Wellen über die Schläfen fallend, berührte mich seine Erscheinung sofort wie die jener Pfarrherren, die mir während des vierundsechziger Krieges in den Dörfern am Limfjord und an der Koldinger Bucht so oft entgegengetreten waren. „Wie Grundtvig“ war der erste Eindruck, den ich hatte, und dieser Eindruck ist mir geblieben. In der Tat eine frappante Ähnlichkeit zwischen beiden: Strenggläubigkeit, nationale Begeisterung, Einkehr bei der Urzeit des eigenen Volkes, Hang das Dunkel zu lichten, Vorliebe für die Hypothese und zuletzt Identifizierung damit. Grundtvig mehr die Sagenüberbleibsel einfangend, die wie Sommerfäden von Heide zu Heide ziehen, Kirchner die Heide selbst durchforschend, bis sie in Urnen und Gräbern ihre Geheimnisse herausgibt — der eine Dichter, der andere Archäolog; jener im Studium alter Lieder aus der geistigen Welt eine sachliche, dieser im Studium alter Waffen und Schmuckgegenstände aus der sachlichen Welt eine geistige konstruierend. Mit anderen Worten, Superintendent Kirchner ist nicht bloß Sammler wie so viele seiner Amtsbrüder, die nur im Vorhof der Altertumskunde wohnen, sondern er zieht auch Schlüsse aus dem Gesammelten, und hier liegt der Unterschied zwischen Liebhaberei und Wissenschaftlichkeit. Die Mappen, die Schubfächer, die Glaskästen sind nicht Zweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Der historische Sinn und das Bedürfnis, zu einem Resultat zu kommen, erwies sich siegreich über die Kuriositätenkrämerei. Denn auch die

schönste bronzene Streitaxt, die zierlichste Feuersteinlanzenspize, sie haben nur Anekdotenwert, wenn sie nicht dazu anregen, den Charakter einer Epoche daraus kennenzulernen. Ob richtig, ist zunächst gleichgültig. Der Weg zur Wahrheit ist mit Irrtümern gepflastert.

Ein Studierzimmer von mäßiger Ausdehnung, in das wir nunmehr eingetreten, ist wie Bibliothek so auch Naturalienkabinett und Museum für nordische Altertümer. Es war mir vergönnt, in den Schätzen dieser nicht zahlreichen, aber ausgezeichneten Kollektion eine Stunde lang schwelgen zu können, wobei sich mir der alte Satz bewahrheitete, daß Anfänger, Laien, Uneingeweihte nur in kleinen Sammlungen zu lernen imstande sind. Museumsmassenschätze staunt man an und geht mit dem trostlosen Gefühl vorüber, dieser 10 000 Dinge doch nie Herr werden zu können; wo aber nur hundert zu uns sprechen, lächelt uns von Anfang an die Möglichkeit des Sieges entgegen. Er ist uns sicher, wenn ein Kundiger aus diesen hundert Stücken abermals die Hälfte ausscheidet und mit dem Rest die bloße Skizze eines Vortrages zu illustrieren beginnt. In solchen Fällen heißt es dann immer wieder:

„Du wirst dabei
In einer Stunde mehr gewinnen
Als in des Jahres Einerlei;“

und still dankbar klang das Goethesche Wort in meinem Herzen nach.

Unter den Schätzen, die mir gezeigt wurden, waren folgende: 1. ein Tierkopf von Bronze (wahrscheinlich Ornament an dem Wagen eines Opferpriesters); 2. ein Sandalensporn von Bronze, gefunden bei Frankfurt a. D.; 3. ein goldener Fingerring, blank, gefunden in der Priegnitz; 4. ein goldener Halsring, blank, fünf Zoll im Lichten, gefunden bei Walchow auf einer Torfwiese des vorgenannten Schulzen Hölische (seltenes Exemplar; Goldwert 42 Taler; leider, bald nach dem Funde, von einem Untersucher zerbrochen); 5. ein römischer Dukaten aus dem fünften Jahrhundert mit dem Bilde des Kaisers Zenos; im Sande der Uckermark gefunden; 6. eine Spindel von Bein; sie lag, neben einem sieben Fuß langen Gerippe, zwischen drei eichenen Bohlen. (Spinnwörtel findet man oft, Spindeln selbst aber sehr selten.) Neben diesen Prachtstücken interessierte mich noch eine Anzahl von Armringen, Broschen, Selten, Paalstäben

usw., die in sich selbst zwar keinen außergewöhnlichen Wert darstellten, diesen Mangel aber durch das Interesse, das der Fundort einflößte, mehr als ausglich. Alle diese Gegenstände nämlich, vierzig an der Zahl, waren bei Templin in einem ausgetrockneten Wasserloche, elf Fuß tief, und zwar unter fünf horizontal liegenden Eichen gefunden worden. Einerseits die verhältnismäßig große Zahl, andererseits der Umstand, daß sie bunt durcheinander gewürfelt an einer und derselben Stelle lagen, gibt ein Rätsel auf. Von einem Begräbnisplatz kann keine Rede sein. Superintendent Kirchner nimmt an, es sei hier ein römischer Händler mit seinem Karren voll Bronzeschmuck verunglückt.

Diese Hypothese führt mich auf die schriftstellerische Tätigkeit Kirchners. Sie geht nach der historischen Seite hin und hat in der Familiengeschichte der Arnims, wie in dem großen vierbändigen Werke: „Die Kurfürstinnen und Königinnen von Brandenburg und Preußen“ allgemein Anerkanntes geleistet; was an dieser Stelle aber unter all seinen Arbeiten vorzugsweise erwähnt werden mag, weil es vielleicht bestimmt ist demaleinst epochemachend aufzutreten, das ist Kirchners vor etwa zwanzig Jahren schon erschienenenes Buch: „Thors Donnerkeil und die steinernen Opfengeräte des nordgermanischen Heidentums.“ Der Titel fügt hinzu: zur Rechtfertigung der Volksüberlieferung gegen neuere Ansichten.

Kirchner geht in diesem seinem Buche davon aus, daß die berühmte, zuerst von Nilsson in Stockholm aufgestellte und demnächst nicht bloß in Skandinavien, sondern auch von der gesamten wissenschaftlichen Welt akzeptierte Drei-Zeitalter-Einteilung: Stein-, Bronze-, Eisen-Zeitalter, das mindeste zu sagen sehr anfechtbar sei. Er geht hierin mit Ledebur Hand in Hand, der ebenfalls ausgesprochen hat, „daß das häufige Vorkommen von Steingerätschaften in gleichzeitig auch mit bronzenen und eisernen Gerätschaften ausgestatteten Gräbern unverkennbar auf die Mißlichkeit dieser Drei-Zeitalter-Einteilung hindeute.“ Kirchner sucht dann in weiterem nachzuweisen, daß die Steinwerkzeuge, nachdem sie im gewöhnlichen Leben durch Bronze und Eisen längst abgelöst gewesen seien, im germanischen Kultus noch lange fortbestanden hätten, etwa wie jetzt der Akt der Beschneidung seitens der Juden immer noch mit einem Steinmesser vollzogen werde. Dieser Vergleich ist geistvoll und dient seinem Zwecke vorzüglich. Wie weit er zugleich das Rich-

tige trifft, entzieht sich meinem Urteil, denn es würde gewagt sein, in diese überaus schwierige Frage meinerseits ernsthaft Partei nehmend eintreten zu wollen. Nur ein unbestimmtes Gefühl, das ich schon vor zehn Jahren bei einem ersten Besuche des nordischen Museums in Kopenhagen hatte — nur dies unbestimmte, aber starke Gefühl, mag auch heute wieder seinen Ausdruck finden. Es war ebenfalls gegen die bekannte Dreiteilung gerichtet. Ich sagte mir: alle diese kostbaren und kunstgerechten Bronzegegenstände können unmöglich als die Hervorbringungen eines barbarischen, in Künften unerfahrenen Volkes angesehen werden, müssen vielmehr von den Küsten des Mittelmeers, oder von Gallien, beziehungsweise aus den angrenzenden römischen Kolonieländern her importiert worden sein. Ist dem nun aber so, sind es wirklich Importartikel, stehen sie mithin zu dem Kulturleben des Volkes, das sich ihrer bediente, in keiner andern als einer rein äußerlichen und zufälligen Beziehung, so können sie kein eigentliches Einteilungsmotiv bilden, so ist es nicht gestattet, daraufhin von einem Bronze=Zeitalter zu sprechen, dem ein Stein=Zeitalter vorausging und ein Eisen=Zeitalter folgte. Solche Rubrizierungen haben nur Sinn, wenn die Dinge, nach denen die Wissenschaft ihren Scheidungsprozeß veranstaltet, auf dem Boden, auf dem man sie, die Dinge, fand, auch gewachsen und Ausdruck eines bestimmten, sei es höheren oder niederen Kulturgrades waren.

So damals meine Empfindung. Ich stehe auch heute noch auf diesem Boden, weil ich nach wie vor (wie auch Kirchner) alle diese kunstvolleren Gold- und Bronzegegenstände als Importartikel ansehe¹. Hat aber umgekehrt die skandinavische Forschung recht, die

¹ Kirchner hebt auf S. 30 seines obengenannten Buches hervor, daß ein Teil dieser Bronzen sehr wahrscheinlich von Künstlern und Handwerksmeistern herrühre, die ursprünglich griechisch oder römisch sich in Deutschland, beispielsweise in Rhetra, niedergelassen hatten. Dies hat viel für sich. Dergleichen geschah zu allen Zeiten, in alten und neuen. Anfang des vorigen Jahrhunderts kam Antoine Pesne von Paris nach Potsdam und begann die Schlösser mit ausgezeichneten Bildern zu füllen. Nichtsdestoweniger würde es grundfalsch sein, den Kunst- und Kulturgrad des damaligen Preußens nach Pesne bemessen zu wollen. Alles was er schuf, war trotz der leiblichen Anwesenheit des Meisters in unseren Landen doch nur eine importierte Kunst. Unserer wirklichen Kunststufe entsprach damals Leygrebe, der Riesengrenadiere und Jagdhunde malte.

diese Bronzen als reguläre Schöpfungen der damaligen germanischen Kultur anzusehen scheint, so würde sich danach die Dreiteilung freilich als mehr oder weniger gerechtfertigt herausstellen, aber zugleich auch bewiesen sein, daß wir uns das Sueven- und Semnonentum des dritten bis fünften Jahrhunderts sehr abweichend von den Schilderungen des Tacitus, wie auch von unseren darauf erwachsenen Anschauungen vorzustellen haben. Die Germanen würden danach mindestens ein Halbkulturvolk gewesen sein, in ihren späteren Jahrhunderten ausgerüstet mit einem künstlerischen Können, das auch heute noch von den Durchschnittsleistungen deutschen Kunsthandwerkes nicht überflügelt wird.

Das letzte Schubfach war zugeschoben, die Brakteaten, die Kaiserzeno-Münze hatten wieder Ruhe, und der Rundtisch im Familienzimmer vereinigte uns zu Mahl und Geplauder. Nähe und Ferne wurden herangezogen, denn ich befand mich, wie ich so gern tue, in einem „gereiften Hause“, in dem die Erinnerungen an Skandinavien und Schottland, an den Limfjord und den kaledonischen Kanal frisch aufblühten. Das Boot glitt wieder über den Loch Lomond hin, Abbotsford und Melrose-Abbey stiegen auf, und wir konnten im Gleichtakt zitieren:

„If thou wouldst view fair Melrose aright etc.*“

Meine alte Vorliebe für diese stillen, geißblattumrankten Predigerhäuser, deren Giebel auf den Kirchhof sieht, ich fühlte sie in jenen Augenblicken wieder wachsen in mir, denn ich empfand deutlicher vielleicht denn je zuvor die geistige Bedeutung des ländlichen Pfarrhauses. Es ist nach dieser Seite hin dem Herrenhause weit überlegen, dessen Bedeutung überhaupt hinschwindet, seitdem der alten Familien immer weniger, der zu „Gutsbesitzern“ emporsteigenden ländlichen und städtischen Parvenüs immer mehr werden. Anderes kommt hinzu. Der Adel, soweit er um die Existenz ringt, kann kein Beispiel mehr geben, oder wenigstens kein gutes, soweit er aber im Vollbesitz seines alten Könnens verblieben ist, entzieht er sich zu sehr erheblichem Teile der Dorfschaft und tritt mit Vorliebe aus dem engern Kreise in den weitergezogenen des staatlichen Lebens ein. Immer noch zu unserm Heil. Was erwuchs uns nicht Großes und Freies aus den Herrenhäusern zu Bustrau und Karwe,

* „Wenn du das alte schöne Melrose recht betrachten willst“ usw.

zu Tegel und Puzar und — last not least* — aus dem Herren-
hause zu Schönhausen! Aber es waren Tätigkeiten, die dem Gan-
zen, dem Allgemeinen galten.

Das Pfarrhaus bleibt daheim, wartet seines Gartens und oku-
liert den Kulturzweig auf den immer noch wilden Stamm.

Daß ich hier ein Ideal schildere, weiß ich; aber an vielen hundert
Stellen wird ihm wenigstens nachgestrebt.

* das jüngste nicht das geringste (Shakespeare „König Lear“ I, 1).

Proßen

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
Der Abendstern entzündet sich,
Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore;
Schlastrunkne Schwäne streifen sacht
An Wasserbinsen und am Rohre.

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,
Ihm mein Erworbnæs anvertraut,
Zu der Geschlechter Nuß und Walten;
Ein neuer Stamm spricht aus dem alten,
Gott segne ihn, Gott mach' ihn groß.“

Annette Droste-Hülshoff

Westlich, in unmittelbarer Nähe von Walchow, liegt Proßen, ein wohlhabendes Luch- und Torfdorf wie jenes. Es war immer, soweit die Nachrichten reichen, ein adliges Gut. Im vierzehnten und fünfzehnten auch noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts saß hier eine Familie, die sich, wie so viele andere im Ruppinschen, nach ihrem Wohnort nannte, also eine adelige Familie von Proßen. Sie wird in verschiedenen Urkunden genannt. Andere Nachrichten fehlen, so daß dem Dorfe aus seiner Bon-Proßen-Zeit nichts erhalten geblieben ist als die größte und älteste seiner drei Glocken. Diese rührt noch aus der Zeit Albrecht Achills her, trägt die Inschrift: Ihesu Criste rex gloriae veni cum pace* und die Jahreszahl 1476. Sie hat also noch zur katholischen Zeit die Gemeinde zur Kirche gerufen.

Den Proßens folgten um etwa 1522, oder doch nur zwei, drei Jahre später, die Gadows, die das Dorf 130 Jahre lang in ihrem Besiß hatten, von den ersten Tagen der Reformation an bis zum Schluß des Dreißigjährigen Krieges. Auch aus diesem Abschnitt keine Überlieferungen. Aber wie von den Proßens her die älteste Glocke, so ist von den Gadows her der älteste Abendmahlskelch der Kirche verblieben. Er ist vergoldet, von schöner Form und zeigt außer den drei Fischen des Gadowschen Wappens die Jahreszahl 1584. In der Mitte, um den Handgriff herum, stehen einzeln die Buchstaben J-E-S-U-S.

Die Familie Quast in Proßen (1652—1752)

Um 1652 waren die Gadows, wahrscheinlich infolge des Kriegselends derart verschuldet, daß sie Proßen nicht mehr halten konnten.

* Jesus Christus, König der Ehren, Komm in Frieden.

Sie verkauften es im genannten Jahr an ihren Gutsnachbar Otto von Quast, der nach diesem Kauf sein väterliches Gut Garz aufgab und nach Proßen hinüberzog.

Der Grund zu diesen Vorgängen, soweit die Quaste dabei in Betracht kommen, lag in einem starken Familiengefühl. Albrecht Christoph von Quast, von dem das folgende Kapitel ausführlicher handeln wird, hatte im Dreißigjährigen Kriege, wie so viele von denen, die „lieber Hammer als Amboss“ sein wollten, ein Vermögen erworben und gedachte dasselbe zu Güterkäufen in Mähren zu verwenden. Seine im Ruppinschen aus alter Zeit her ansässige Familie wünschte aber den einflußreichen Mann, der um 1652 der berühmteste Träger ihres Namens war, im Lande zu behalten, und so wurde Garz, das älteste Quast'sche Familiengut, seitens seines Betreters an unsern vorgenannten Albrecht Christoph, der Generalfeldwachtmeister war und sich unter dem Großen Kurfürsten durch Eroberung der Insel Fünen ausgezeichnet hatte, abgetreten. Otto von Quast kaufte nunmehr, wie schon angegeben, an Stelle des alten Familienguts das nahegelegene Proßen und freute sich der Sonne, die von Garz aus herüberschien.

Die Nachkommen Otto von Quast's, wahrscheinlich vier Generationen, waren genau hundert Jahre im Besitz von Proßen, aber weder von Otto von Quast selbst, noch von seinem Enkel und Urenkel sind Nachrichten resp. Erinnerungsstücke auf uns gekommen, wenn man nicht einen Kleiderrest und eine Allonge-Perücke dahin rechnen will, die 1869, bei einem Umbau der Kirche, in einer Gruft unmittelbar vor dem Altar gefunden wurden.

Von Enkel und Urenkel nichts oder so gut wie nichts, aber vom Sohne Otto von Quast's sind Aufzeichnungen da, die über ihn und die Zeit, in der er lebte, Auskunft geben und durch seine eigene Vorsorge auf uns gekommen sind.

Es hat damit folgende Bewandnis:

1682, also dreißig Jahre nach Übernahme des Gutes durch die Familie Quast, mußte der alte Turm der Kirche abgetragen und ein neuer errichtet werden. Der damalige Besitzer von Proßen, ältester Sohn des mehrgenannten Otto von Quast's, unterzog sich dieser Aufgabe und ließ gleichzeitig eine Urkunde anfertigen, die in dem Turmknopf aufbewahrt wurde.

Dieser Turmknopf saß hunderte Jahre unter Wind und Wetter fest, und was die Welt bis zu jenem Zeitpunkte über die hundertjährige Herrschaft der Progener Quaste wußte, war gleich Null. Da kam 1793 ein Sturm, warf den Turmknopf in die Dorfstraße und brachte dadurch die Urkunde von 1682 ans Licht. Aus dieser ergab sich das Nachstehende:

Der Quast, der um 1682 den Turm erneuern und das Schriftstück anfertigen ließ, war Alexander Ludolf von Quast. Dieser Alexander Ludolf, 1630 geboren, erweist sich gleichzeitig als Erbherr und Besitzer von Progen, Stöffin, Radensleben, Wulkow und Dollgow. Das Schriftstück umfaßt vier Seiten und gibt, wie schon angedeutet, über die Besitzverhältnisse des Dorfes, wie sie damals und wie sie früher lagen, ausführlich Auskunft, so daß wir nahezu alles, was wir über die Geschichte Progens bis zum Jahre 1682 wissen, dieser Urkunde verdanken. Viele andere Notizen sind mit hineinverflochten, beispielsweise über den Bau des Turmes selbst. So heißt es unter andern: „weil die Mauer an einer Ecke bis auf die Turmtür vom Grunde aus zerfallen war, ließen wir Michael Diegel aus Schleiz im Vogtlande kommen, den Turmbau selbst aber übertrugen wir einem berühmten Zimmermann und Turmbauer, dem Meister Hans Kraaken aus Seegefeldt bei Spandau, einem Untertanen des Herrn von Ribbeck.“ Dann an anderer Stelle: „Als die oberste Fahnschwelle aufgebracht werden sollte, wurde der sechzig Jahr alte Kirchenvorsteher Balzer Schluß, ein frommer, ehrlicher Mann, aus einer unglücklichen Unvorsichtigkeit erschlagen, welcher, da er ein Unglück bei diesem Turmrichten befürchtet und derselbe sich den Tag zuvor mit Gott versöhnet und das hochwürdige Abendmahl andächtig genossen hatte, ohne Zweifel wohlseelig gestorben ist.“

Alexander Ludolf, der auch Güter östlich des Ruppinschen Sees in seinen Besitz brachte, ist der Gründer der jetzt blühenden Radenslebener Linie. Sein schönes Porträt, gute niederländische Schule, befindet sich im Herrenhause zu Radensleben. Er war zweimal verheiratet, erst mit einer von Ratte, dann mit einer von Grävenitz, und hatte zehn Kinder aus diesen beiden Ehen. Er scheint damals durch Besitz, Charakter und Familienverbindungen eine der angesehensten Persönlichkeiten der Grafschaft und der Kurmark überhaupt gewesen zu sein. Das Ansehen, das der Generalfeldwacht-

meister Albrecht Christoph von Quast unmittelbar vor ihm genoß, ging wenigstens partiell auf ihn über.

Aber die Quaste, die ihm bis 1752 in Prozen folgten, fehlen, wie schon erwähnt, alle Mitteilungen.

Die Familie Kleist in Prozen (1752—1826)

Im Jahre 1752 ging Prozen, damals wahrscheinlich einem erst wenige Jahre zuvor in den Besitz des Guts gekommenen Albr. Fr. v. Quast gehörig, in die Hände des Generalleutnants von Kleist über. Die Kleists besaßen es dann vierundsiebzig Jahre, wovon ein erheblicher Teil, mindestens einundzwanzig Jahre, auf Witwenherrschaft kommt. Lassen wir diese Übergangszeiten außer Betracht, oder richtiger legen wir das jedesmalige Interregnum dem vorausgegangenen eigentlichen Herrscher zu, so folgen einander drei Kleiste im Besitz von Prozen:

Generalleutnant Franz Ulrich von Kleist, einschließlich Witwenherrschaft, von 1752—1770; Fähnrich Gustav von Kleist, einschließlich Witwenherrschaft, von 1770—1803; Louis von Kleist, später Generalleutnant von 1803—1826.

Prozen von 1752 bis 1770

Generalleutnant von Kleist, so scheint es, begann damit Park und Herrenhaus standesgemäß herzurichten. Letzteres zeigt über der Eingangstür noch das Doppelwappen der Kleist und Lepel, welcher letztern Familie die Gemahlin des Generalleutnants angehörte. Die Anwesenheit des Generals auf seinem Gute war wohl immer nur eine kurze; der Dienst hielt ihn fern. Welche Truppenteile er kommandierte, ist aus den Aufzeichnungen, die ich benutzen konnte, nicht ersichtlich. 1756 rückte er mit in Sachsen und Böhmen ein und erlag am 13. Januar 1757 seinen in der Schlacht bei Lowositz erhaltenen Wunden. Das Prozener Kirchenbuch schreibt: Logoschütz, aber selbstverständlich kann nur Lowositz gemeint sein.

Nun begann die Herrschaft der verwitweten Frau Generalin. In die Tage ihrer Regentschaft, will sagen eh' der minorene Sohn eintrat, fällt das große Ereignis Prozens während des vorigen Jahrhunderts: der Tod eines preussischen Prinzen im dortigen Herrenhause.

Über diesen Tod berichtet der alte Pastor Schinkel im Progener Kirchenbuch wie folgt: „Den 16. Mai 1767 traf S. K. H. Prinz Friedrich Heinrich Karl von Preußen auf dem Marsche von Kyritz nach Berlin mit seinem Regimente hier ein. Er nahm bei unserer Frau Generallieutenant v. Kleist Quartier, in der Hoffnung, nach hier zugebrachter Nacht am anderen Morgen weiter zu rücken. Es zeigten sich jedoch die Pocken, so daß S. K. H. sich genöthigt sahen hier zu bleiben. Geschickte Doctores¹ wandten alle Mittel an, diesen theuren und liebenswürdigen Prinzen zu retten, Gott verhängte es aber anders, so daß, nachdem die weißen Friesel dazu schlugen, dieser allerliebste Prinz den 26. Mai 8 Uhr Abends seinen Geist aufgeben mußte. Ein trauriges Andenken, so die späten Zeiten nicht vergessen werden. Den 28. Mai 11 Uhr Abends wurde die hohe Leiche durch Officiere unter Leuchtung vieler Lichter in das hiesige Gewölbe gesetzt und am 7. Juni, als am ersten Pfingsttage, von hier aus nach Berlin gebracht. Dieser hochselige Prinz war am 30. November 1747 geboren, also kaum neunzehn Jahre fünf Monate alt geworden.“

Ich lasse dieser schlichten Kirchenbuchaufzeichnung noch einige Notizen folgen.

Prinz Heinrich, damals gemeinhin — zum Unterschiede von seinem berühmten Oheim in Rheinsberg — der junge Prinz Heinrich genannt, war der Sohn des 1758 zu Dranienburg verstorbenen Prinzen August Wilhelm von Preußen. Er war also Nefse Friedrichs des Großen, wie er zugleich jüngerer Bruder des spätern Königs Friedrich Wilhelms II. war. Friedrich der Große bezeugte ihm von dem Augenblick an, wo die Kriegssaffären hinter ihm lagen, ein ganz besonderes Wohlwollen. Dies war ebensosehr in den allgemeinen Verhältnissen wie in den Eigenschaften des jungen Prinzen begründet. Dieser, ohne Zweifel, war von ungewöhnlicher Be-
anlagung, klug, voll noblen Denkens und hohen Strebens, dabei gütig und von reinem Wandel; was indessen den König in all seinen Beziehungen zu diesem Prinzen eine ganz ungewöhnliche Herzlichkeit zeigen ließ, das war wohl der Umstand, daß er sich dem verstorbenen Vater des Prinzen gegenüber, dem er arg mitgespielt

¹ Die „Doctores“ die hier tätig waren, drei an der Zahl: zunächst Dr. Feldmann aus Muppin, dann Cothenius, der Leibarzt des Königs, schließlich Geh. Rat Dr. Muzel aus Berlin.

hatte, bis zu einem gewissen Grade verschuldet fühlte, eine Schuld, die er abtragen wollte und an den ältern Bruder (den spätern König Fr. W. II.), der ihm aus verschiedenen Gründen nicht recht zusagte, nicht abtragen konnte.

Prinz Heinrich hatte 1762 den lebhaften Wunsch geäußert, den König bei Wiederbeginn der Kriegsoperationen begleiten zu dürfen. Friedrich lehnte es ab; der junge Prinz war damals erst vierzehn Jahre alt. Nach erfolgtem Friedensschluß indes wurde er von Magdeburg, wo er garnisonierte, nach Potsdam gezogen und trat als Hauptmann in das Bataillon Garde. Er gehörte nun mehrere Jahre lang zu den regelmäßigen Mittagsgästen des Königs und begleitete diesen auf seinen Inspektionsreisen durch die Provinzen. 1767 im April übersiedelte der Prinz nach Kyritz, um nunmehr die Führung des hier stehenden Kürassierregiments, oder vielleicht nur einen Teil desselben, zu übernehmen. Dies Kürassierregiment waren die berühmten „gelben Reiter“, deren Chef der Prinz bereits seit 1758 war.

Der Übernahme des Kommandos folgte wenige Wochen später jene Katastrophe, die ich nach den Aufzeichnungen des Progener Kirchenbuches bereits mitgeteilt habe.

Rittmeister von Wödlke brachte die Trauerkunde dem Könige. Dieser war in seltenem Grade bewegt. Einer der höheren Offiziere sprach dem Könige Trost zu und bat ihn, sich zu beruhigen. „Er hat recht“, antwortete Friedrich, „aber Er fühlt nicht den Schmerz, der mir durch diesen Verlust verursacht wird.“ — „Ja, Ew. Majestät, ich fühle ihn; es war einer der hoffnungsvollsten Prinzen.“ Der König schüttelte den Kopf: „Er hat den Schmerz auf der Zunge, ich habe ihn hier.“ Dabei legte er die Hand aufs Herz. Eine ähnlich tiefe Teilnahme verraten seine Briefe. An seinen Bruder Heinrich in Rheinsberg schrieb er: „Ich liebte dieses Kind wie mein eigenes“, und an Lauenzien meldete er in der Nachschrift zu einer dienstlichen Order „Mein lieber Hendrich ist tot“.

Kehren wir nach diesem biographischen Exkurs nach Prozen zurück. Die Geschwister des Prinzen übersandten der verwitweten Generalin von Kleist wertvolle Zeichen der Dankbarkeit; das Ereignis selbst wurde seitens der Leßtern durch Aufstellung zweier Gemälde im Sterbezimmer lokalisiert. Ein Loyalitätsakt, der mir nach der Huldigungsseite hin etwas zu weit zu gehen und die Schönheits-

linie zu überschreiten scheint. Ob die Gemälde noch existieren, hab' ich nicht erfahren, aber das Siebelzimmer, in dem der junge Prinz verstarb, heißt noch immer das „Prinzenzimmer“.

Proken von 1770 bis 1803

Um 1770 ging Proken aus der Hand der verwitveten Gemahlin an ihren Sohn Gustav von Kleist über. Da das Gut seit 1757 bereits auf einen neuen Herrn harrte, dessen Majorennität eben nur abzuwarten war, so hatte dieser nicht Zeit, es auf der militärischen Rangleiter zu einer seinem Namen angemessenen Stufe zu bringen. Er schied als Fähnrich aus dem Regiment Prinz Ferdinand (in Ruppin), in dem er bis dahin gestanden hatte.

Da er selber fühlen mochte, daß dies wenig sei, so war er bestrebt, nach Möglichkeit nachzuhelfen, und erwarb sich ein Johanniterkreuz. Er hieß nun nicht länger Fähnrich von Kleist, sondern Johanniter von Kleist, und unter diesem Namen, der in dieser eigentümlichen Verwendung wohl nur einmal vorkommt, hat er vierundzwanzig Jahre lang seine Regierung von Proken geführt.

Unser „Johanniter-Kleist“ war ein braver Mann, dem im Kirchenbuch die „Aufrechthaltung guter Ordnung“ eigens nachgerühmt wird. Er muß diesen Ruhm im allgemeinen um so mehr verdient haben, als er im besondern mit seinem Geistlichen, dem Prediger Friedrich Arnold Dietrich Sachse in einer beständigen Fehde lebte.

Aber die damaligen Beziehungen zwischen Patronat und Pfarrer ein kurzes Wort.

Friedrich Arnold Dietrich Sachse, aus Soest in Westfalen gebürtig, war, wie es scheint, ein echter Westfälinger, groß, stark, ein tapferes Herz, aber auch rücksichtslos, wie so oft die „tapferen Herzen“, besonders wenn sie von der roten Erde stammen. Vor allem war er ein Original.

Die Bekanntschaft zwischen von Kleist und Sachse machte sich bei Tisch im Herrenhause zu Lengke, wo damals Baron de la Motte Fouqué lebte, der Sohn des berühmten Generals und der Vater des berühmten Dichters. In diesem Hause fungierte Sachse als Präzeptor. Als das Dessert aufgetragen wurde, fragte Fouqué seinen Gast (von Kleist), „wie es mit der Pfarre in Proken stehe, ob er die Vakanz schon wieder besetzt habe?“ — „Seit einer halben Stunde habe ich sie wieder besetzt“, antwortete dieser. — „Mit

wem?“ — „Mit dem hier sitzenden Kandidaten Sachse.“ Es scheint danach, daß die bedeutende Persönlichkeit des letztern ihres Eindrucks nicht verfehlt hatte.

Sachse übersiedelte nun und mochte sich anfangs seinem Patron gegenüber, der ihn in so schmeichelhafter Weise in die Proßener Pfarre eingesetzt hatte, zu Dankbarkeit verpflichtet halten. Aber Dankbarkeit dauert nicht, am wenigsten, wenn die Interessen in Krieg geraten. Sachse glaubte sich benachteiligt, und so entstand ein Prozeß, der im Herrenhause so böses Blut machte, daß Kleist, als um ebendiese Zeit ein Spritzenhaus errichtet werden mußte, dasselbe so aufführen ließ, daß der Bau wie ein Schirm zwischen ihm und der Pfarre stand. Er wollte die Pfarre nicht mehr sehen.

Sachse überlebte seinen Patron um viele Jahre, stand im allgemeinen, wie fast immer imponierende Persönlichkeiten, auf gutem Fuß mit seiner Gemeinde, war ein Orakel an Weisheit, ein Vater und Helfer, und vereinigte neben einzelnen Schwächen alle Tugenden des alten Nationalisten in sich. Das Proßener Kirchensiegel bewahrt sein Andenken. Die Inschrift desselben rührt von ihm her; sie lautet: „Natur und Vernunft.“ Damit ist alles gesagt.

Proßen von 1803 bis 1826

Der Johanniter-Kleist starb schon 1794. Wieder trat eine Wittwenherrschaft ein, die wenigstens bis 1803, vielleicht noch um ein, zwei Jahre länger dauerte; dann ging das Gut käuflich an einen Neffen oder Vetter des Johanniter-Kleist über, und zwar an den damaligen Rittmeister oder Major Louis von Kleist, Sohn des sogenannten Magdeburg-Kleist, welcher letztere 1806 durch Übergabe dieser Festung an den Feind so viel Unheil für das Land und zugleich so viel Bitteres und Schmerzlichendes für die Familie heraufbeschwor.

Ich verweile hierbei nicht; nur das sei gesagt, daß diejenigen nicht ganz unrecht haben, die der damaligen militärischen Oberverwaltung — seitens deren ein kranker, beinahe achtzigjähriger Mann mit der Verteidigung der wichtigsten Festung des Landes betraut wurde — die Hälfte der Schuld zuzuschreiben geneigt sind.

Louis von Kleist litt in seinem Herzen schwer unter der Verschuldung des Vaters. Er selbst war eine außerordentlich entschlossene

Persönlichkeit, groß, schön, ein brillanter Reiter und zeichnete sich während der Befreiungskriege bei den verschiedensten Gelegenheiten aus. Er blieb Soldat auch nach dem Feldzug und traf immer nur besuchsweise in Prozen ein. 1815 war er Oberst, 1831 stand er in Meise, wahrscheinlich als Kommandeur einer Division. Bei seinem Hinscheiden war er Generalleutnant.

Als Beweis für seine Energie erzählen die Progener, daß er sein seitens der regulären Ärzte schlecht kuriertes Bein (er hatte beim Sturz mit dem Pferd den Oberschenkel gebrochen) durch einen „Wunderdoktor“ aus der Fehrbelliner Gegend neu brechen und dann wieder heilen ließ. Die Prozedur glückte vollkommen. Er hatte seitdem eine geringe Meinung, der er auch mit Vorliebe Ausdruck gab, von der Kunst der rite* promovierten Doktoren.

Schon 1826, also fünf, sechs Jahre vor dem Tode von Kleists, war Prozen durch Kauf an den Freiherrn von Driberg übergegangen.

Kammerherr von Driberg in Prozen von 1826 bis 1852

Kammerherr von Driberg, vielen meiner Leser aus den vierziger Jahren her als „Luftdrucks-Driberg“ bekannt, war um 1790 geboren. Sein Vater, seinerzeit Rittmeister im Regiment Gardedukorps, besaß das zwei Meilen von Prozen gelegene Gut Kantow.

Der junge Driberg wuchs wild auf; die Gründe für diese Vernachlässigung seiner ersten Erziehung gehören nicht hierher. Erst von seinem vierzehnten Jahre an wendeten sich diese Dinge, und was bis dahin versäumt worden war, wurde jetzt nachgeholt. Hauslehrer und Sprachmeister mußten ihr Bestes tun; besonders wurde die Musik gepflegt, für die von Driberg ebensoviel Liebe wie Beanlagung zeigte. Diese Beanlagung war so groß, daß eine Zeitlang die Absicht herrschte, ihn Musik studieren zu lassen. Er wurde zu diesem Behuf nach Frankreich geschickt und war Schüler des Konservatoriums, als 1814 die Verbündeten in Paris einrückten.

Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück, um namentlich in Berlin seine Studien fortzusetzen. Diese umfaßten die mannigfachsten Gebiete; er kostete von allem; außer der Musik waren es

* ordnungsmäßig.

die Naturwissenschaften, besonders physikalische Untersuchungen, die ihn schon damals interessierten. In den zwanziger Jahren verheiratete er sich mit einem Fräulein von Normann; 1826 kaufte er dann Proßen, dessen Hebung und Verschönerung er sich nunmehr angelegen sein ließ. Ob er immer die rechten Mittel wählte, stehe dahin. Frau von Drieberg, die ihn dabei unterstützte, stellte beispielsweise den Satz auf, „daß knappe Fütterung das beste Mittel sei, von den Kühen einen starken Milchertrag zu erzielen“.

Dies alles war übrigens aufrichtig gemeint und hatte keineswegs in Ökonomisierungshang seinen eigentlichen Grund. Es war einfach eine originelle Theorie, wie etwa die vom „Luftdruck“, die der Herr Gemahl gleichzeitig mit soviel Eifer verfocht.

Der landwirtschaftliche Betrieb war ansechtbar, desto mehr bewährte sich von Drieberg in seinen Parkanlagen. Seine Talente lagen eben mehr nach der Seite des Ästhetischen, als des Praktischen hin. Der Proßener Park war damals einer der schönsten im Kreise, dreißig Morgen groß, mit den prachtvollsten Bäumen bestanden, dazwischen Blumenbeete, Wasser- und Rasenflächen.

Außer der Pflege des Parks widmete sich Drieberg nach wie vor der Musik und — der Gesellschaft.

Das Proßener Herrenhaus war damals der gastlichsten eines; mit fast allen Familien der Nachbarschaft wurde Verkehr unterhalten, vorzugsweise mit dem Landrat von Zieten in Wustrau, mit der Majorin von Zieten in Wildberg und mit der Familie von Winterfeldt in Meßelthin. Auch aus Berlin kamen Freunde herüber, besonders an Tagen, wo künstlerische Aufführungen den Mittelpunkt der Festlichkeit bildeten. Das Künstlerische, namentlich das Musikalische, wurde wohl gelegentlich zu sehr betont, nicht bloß in der Gesellschaft — wo solche Prädilektionen ihre Berechtigung haben — sondern auch im Leben. Ich habe Häuser gekannt, in denen jeder, der nicht einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben hatte, nicht eigentlich für voll angesehen wurde; ähnlich stand es im Drieberg'schen Hause mit der Musik. Ein vom Klavierspiel reingebliebener Pfarrbewerber wurde befragt, „ob er auch musikalisch sei?“ Da er bereits vorher gehört haben mochte, daß er, wenn diese Frage überhaupt an ihn gerichtet werde, verloren sei, so antwortete er pikirt: „Ich hatte vor, mich um die Prediger-, nicht um die Kantorstelle zu bewerben.“

Neben Park und Musik gehörte die Zeit den Wissenschaften. v. Dr. hatte ganz den Typus des Gelehrten, des Büchermenschen. Seine Kleidung war die einfachste von der Welt; nicht auf Stoff und Schnitt kam es ihm an, sondern lediglich auf Bequemlichkeit. Er konnte sich deshalb von alten Röcken nicht trennen. Als seine Tochter einen derselben an einen Tagelöhner verschenkt hatte, bat ihn sich Drieberg wieder aus.

Seine Studien, wie schon erwähnt, gingen meist nach der naturwissenschaftlichen Seite hin. Er war ein Tüftelgenie aus der Klasse der Perpetuummobileerfinder. Unter anderem konstruierte er eine Flugmaschine, mit der er sich aber zu fliegen hütete. Die Wahrheit zu gestehen, begnügte er sich damit, sie „berechnet“ und gezeichnet zu haben; den Bau gab er als zu kostspielig auf.

Seinen Haupttriumph zog er aus seiner großen Zeitungsfehde in der „Luftdrucksfrage“ Anfang oder Mitte der vierziger Jahre. Ich entsinne mich derselben noch sehr wohl, auch des Aufsehens, das sie machte. Die Leute von Fach, wie sie immer tun, zuckten die Achseln und mochten in der Tat aus jedem Satz Driebergs erkennen können, daß es diesem an allem wissenschaftlichen Anrecht fehle, in die Diskussion einer solchen Frage einzutreten, geschweige die bestehende Anschauung zu bekämpfen; die Laienwelt aber, die einen natürlichen Zug zur Winkeladvokatur, eine Vorliebe für die Franktireurs der Wissenschaft hat, stand günstiger zu ihm, und mancher freute sich in der Partie „Drieberg gegen Newton“ für unsern Prognostiker Kammerherrn, natürlich nur im stillen, fechten zu können. Der Kern der Sache war, daß er den Luftdruck bestritt, weshalb er seinen Beinamen, der „Luftdrucks-Drieberg“, nur eigentlich ironisch führen konnte. Seine Meinung ging dahin, daß das Quecksilber des Barometers nicht durch eine Luftsäule von bestimmtem Gewicht emporgedrückt werde, sondern vielmehr an dem luftleeren Raum der Barometerröhre hänge, etwa wie ein Eisenstab an einem Magnet hängt. Diese Aufstellung hatte immerhin etwas Blendendes, da in der Tat jeder luftleere Raum eine gewisse Saug- und Zugkraft übt; aber nur der Laie konnte flüchtig dadurch bestochen werden. Nach mehrmonatiger Fehde erstarb der Kampf, niemand spricht mehr davon, und nur der Beinamen des Helden, welcher letztere als ein kleiner physikalischer Don Quichotte fortlebt, ist übriggeblieben.

Was seine kirchlichen Anschauungen angeht, so hielten sie die Höhe seiner Flugmaschine und entsprachen der Inschrift des vorerwähnten Proßener Kirchensiegels: Natur und Vernunft.

1852 vermählte von Drieberg seine einzige Tochter Balesca (vier andere waren gestorben) an den Rittmeister von Oppen, der damals bei den Gardedukorps in Charlottenburg stand. Von Drieberg entschloß sich deshalb, Proßen zu verkaufen. Es wurde seinem Herzen nicht leicht, aber die Liebe zu seinem Kinde siegte über die Liebe zu seinem Park. Er übersiedelte. In den fünfziger Jahren ist er gestorben. Er ruht auf dem Charlottenburger Kirchhof.

Was den Drieberg-Tagen in Proßen folgt, ist von geringerem Interesse. Das nächste Kapitel mag uns nach Garz, dem alten Besiß der Quastischen Familie führen.

Garz

Und sehet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.
Schiller

Und lachend goß er mit eigener Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand.
Pfarrius

Garz, Wichel, Mohrlack, wie schon an anderer Stelle hervorgehoben, sind zur Zeit Güter der Quäste oder Quäste im Westen des Ruppiner Sees. Schon seit 1419 (urkundlich nachweisbar, wahrscheinlich aber schon um vieles früher) saßen sie auf Garz. Am Schluß des 16. Jahrhunderts erblickten wir sie neben Garz auch auf Rüdow, Karwe, Berlitt und abermals hundert Jahre später ebenso auf Progen.

Der Dreißigjährige Krieg, der so vieles in unserm Lande niedertritt, hebt die Quäste (vergleiche die Eingänge zu den Kapiteln Raddensleben und Progen) auf eine Höhe des Ansehns, wie sie alle diejenigen Familien damals errangen, die anstatt das Kriegsroß stillergeben über sich hinwegschreiten zu lassen, lieber dies Kriegsroß selbst bestiegen und mit dem Degen in der Hand ihr Heil versuchten. So legten die Sparrs, die Pfuels, die Barfus, die Goerzkes das Fundament zu ihrem seitdem freilich wieder mehr oder weniger verschwundenen Reichthum. Mit ihnen auch die Quäste. Derjenige dieses Namens, der seine Familie zuerst glänzend in die Geschichte des Landes einführte, war der schon kürzlich erwähnte Albrecht Christoph von Quast. Einer Betrachtung seines Lebens wenden wir uns jetzt zu.

Albrecht Christoph von Quast

Albrecht Christoph von Quast wurde am 10. Mai 1613 auf dem Mohrschen Gute Leddin geboren. Seine Mutter war eine geborne von Mohr (gestorben 1667) aus Leddin.

Aber seine Jugend ist wenig bekanntgeworden, doch existieren Aufzeichnungen, wahrscheinlich einer Leichenpredigt entnommen, die trotz einzelner Unklarheiten und Widersprüche — vielleicht um derselben willen — den Stempel der Echtheit tragen. Danach starb

der Vater früh, und Albrecht Christoph wurde Studierens halber auf Schulen geschickt, höchstwahrscheinlich auf die benachbarte Ruppiner Schule. Der Hang zum Studium indes war nichts weniger als groß in ihm, und der Anblick der schönen schwedischen Regimenter, die eben damals in Stadt und Land Ruppin Quartier bezogen, warf alle Studienpläne über den Haufen. Albrecht Christoph, siebzehn Jahr alt, trat als Musketier in das Kingsche Infanterieregiment. Er tat seinen ersten Wachtdienst auf dem Fehrbelliner Damm, kaum eine Meile von seinem väterlichen Gut entfernt. Dies war im August 1630¹.

1631 war unser Albrecht Christoph bei den Truppen, die die Elbe passierten, zeichnete sich am 17. September bei Breitenfeld, am 6. November des folgenden Jahres bei Lützen, endlich am 26. Juni 1633 bei Hameln aus, trat aber nach dieser letzteren Affäre, in der das Kingsche Regiment fast völlig vernichtet worden war, von den Musketieren zu den Dragonern über. (Dragoner, wie bekannt, waren in jener Zeit ein Mittelding von Fußtruppe und Reiterei.)

Das Kriegshandwerk sagte unsrem Quast zu, nur nicht die Waffenart; Musketier und Dragoner — beides war nicht das Rechte, und als er um eben diese Zeit vernahm, daß der später so berühmt gewordene Hans Christoph von Königsmarck, sein märkischer Landsmann, als Oberstwachmeister in das Sperreutersche Reiterregiment eingetreten sei, hielt er sich zu diesem und empfing eine Korporalschaft. Das Kommando dieser Truppe kam bald an Königsmarck selbst. Sperreuter übte Verrat und gedachte das ganze

¹ Diese Jahreszahl ist wahrscheinlich die richtige. Zwar wird im allgemeinen das Erscheinen der Schweden (die am 15. Juli 1630 auf dem Ruden in Pommern gelandet waren) in der Kur- und Mittelmark in den Sommer 1631, also ein Jahr später gesetzt; die Spezialgeschichte der Grafschaft Ruppin spricht aber mit aller Bestimmtheit von 2000 Mann schwedischer Kavallerie, die sich nebst einem ansehnlichen Korps Infanterie im August 1630 des Ruppiner Landes bemächtigten; und die handschriftlichen Notizen über unsren Albrecht Christoph, in voller Übereinstimmung damit, fügen hinzu, „daß sich die schwedischen Truppen während der Wintermonate wieder nach Pommern hin zurückzogen“. Das Widersprechende der Angaben erklärt sich vielleicht so, daß Ruppin und Uckermark damals noch eine Art Grenzlandcharakter hatten, und namentlich Ruppin nicht voll und ganz als zur eigentlichen Mark gehörig angesehen wurde. Es war noch mehr oder weniger ein Land für sich.

Regiment zu den Kaiserlichen überzuführen; in der That folgten ihm einzelne Abteilungen. Die vornehmsten Kompanien aber unter Führung Königsmarcks weigerten sich, dem Befehle Sperreuters zu gehorchen, und blieben ihrer Fahne treu. Unter diesen war auch Quast. Feldmarschall Banér, um jene Zeit Generalissimus der Armee, glaubte diese Treue auszeichnen zu müssen; Königsmarck wurde Oberst und erhielt Befehl, aus den treu gebliebenen Kompanien ein neues Regiment zu bilden. In dieses neue, nunmehr Königsmarcksche Regiment trat Albrecht Christoph als Quartiermeister ein; binnen Jahresfrist war er Kornett und Leutnant.

Sein Mut und seine Gewandtheit fingen an, ihm in der Armee einen Namen zu machen. Als General Stahlhantseh, der in der glänzenden Schlacht bei Wittstock das schwedische Zentrum kommandiert hatte, 1639 eine „fliegende Armee“ nach Schlesien führte, erbat er sich unsren Quast für diese Expedition, der nun als Rittmeister in das Stahlhantsche Korps eintrat. Mit diesem Korps, das inzwischen seinen Führer gewechselt hatte (General Goldstein erhielt es), nahm unser Quast am 24. Februar 1645 an der siegreichen Schlacht bei Jancowitz teil. Eine Folge dieser Schlacht, einer der glänzendsten Siege Torstensons, war die Umstellung von Brünn — die Kaiserlichen wurden eingeschlossen. Quast war mit unter den Belagerungstruppen. Bei einem Ausfall der Kaiserlichen, den insonderheit unser Albrecht Christoph mit großer Bravour zurückschlug, wurde er am Bein verwundet. Seine erste Verwundung nach vierzehnjähriger Kriegsfahrt, von der berichtet wird.

Die Belagerung erwies sich als fruchtlos (General de Souches führte in glänzender Weise die Verteidigung), und Torstenson ging mit seiner Armee nach Böhmen zurück. Hier gab er Befehl, den wichtigen Punkt Kornneuburg zu besetzen und zu besetzen; Oberst Copey mit tausend Musketieren wurde dazu ausersehen. Da es indessen rätlich schien, auch Kavallerie in den Ort zu legen, außerdem aber dem Oberbefehlshaber die Beförderung unsres Quast am Herzen lag, so erhielt der letztere Order, eine kombinierte Reiterkompanie zu bilden und zwar durch Auswahl von je zwei Mann aus jeder Schwadron der Armee. Da die Armee hundert Reiterkompanien hatte, so ergab dies einen Körper von 200 Mann. Die Wahl der Offiziere wurde in Quasts Hand gelegt. Mit diesem Reiterkorps rückte derselbe nun, inzwischen zum Obristleutnant ernannt,

in Kornneuburg ein, um gemeinschaftlich mit Oberst Copen die Verteidigung zu leiten.

Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Mit derselben Brauour, wie Quast im Jahre zuvor die Ausfälle der Belagerten zurückgewiesen hatte, mit ebenso großem Mut schlug er jetzt seinerseits die rasch sich wiederholenden Attacken der Belagerer ab. Freilich nicht auf die Dauer. Die Besatzung war zu schwach, um dem übermächtigen Gegner lange den Besitz des Ortes streitig machen zu können, und Kornneuburg fiel. Bei dem Sturme, der der Übergabe vorherging, wurde Quast zum zweiten Male und diesmal in schmerzhafter und gefährlicher Weise verwundet. Eine Kugel traf seinen Fuß und ging ihm durch Sohle, Blatt und Ferse. Die Heilung zog sich hin, und eine Lähmung des Fußes blieb ihm bis zuletzt.

Diese tapfere Verteidigung, für die ihn der Pfalzgraf Karl Gustav (der spätere König), der inzwischen das Kommando übernommen hatte, zum Obersten aufsteigen ließ, war die letzte größere Aktion, an der er während des Dreißigjährigen Krieges teilnahm. Neue Kämpfe, die kamen, war es ihm vergönnt im Dienste seiner Heimat zu führen. Ahtzehn Jahre hatte er mitgestritten und unwandelbar (wie Königsmarck, der sein besonderes Vorbild gewesen zu sein scheint) auf schwedischer Seite gestanden. Der siebzehnjährige Musketier im Regiment King war mit fünfunddreißig Jahren Reiteroberst und Chef eines Regiments. Von 1648 an stand er mit dieser Truppe im Münsterschen; aber schon zwei Jahre später erfolgte die Auflösung der Armee — auch seines Regiments. Er selbst nahm den Abschied.

Er nahm den Abschied, aber — wie es uns scheinen will — zunächst keineswegs von der Absicht geleitet, ein für allemal aus dem schwedischen Dienst zu scheiden. Wir schließen dies daraus, daß er sich bald nach Auflösung seines Regiments nach Schweden begab, um sich der Königin Christine vorzustellen. Von dieser mit Auszeichnung empfangen (sie ließ ihm ihr mit Diamanten besetztes, an einer güldenen Kette zu tragendes Bildnis überreichen), muß es auf den ersten Blick überraschen, daß er die Anerbietungen, die ihm gemacht wurden, ablehnte und nach kurzem Aufenthalt am Hofe in die märkische Heimat zurückkehrte. Wir treffen aber wohl das Richtige, wenn wir annehmen, daß er sich bald überzeugte, wie am schwedischen Hofe eine Gegenpartei tätig war, die das aus dem

Kriege verbliebene deutsche Element nach Möglichkeit beseitigen und die einflußreichen Stellungen innerhalb der Armee wieder ausschließlich mit Nationalschweden besetzen wollte. Gleichviel indes, welche Motive maßgebend waren, unser Albrecht Christoph verließ Stockholm und kehrte in die Heimat zurück, wo ihm sein Vetter Otto von Quast die Güter Garz und Rüdow käuflich abtrat, „damit er seinen im Kriege erworbenen Reichtum nicht zum Ankauf im Auslande (von Gütern in Mähren, wie wir wissen, war die Rede gewesen) verwende“. Sein Eintritt in die kurfürstliche Armee geschah nicht unmittelbar.

Dieser erfolgte nicht vor 1655. In diesem Jahre, also kurz vor Ausbruch des Krieges mit Polen, erhielt Quast ein Reiterregiment, dem er — wie die biographischen Notizen mit großer Ruhe melden — bis 1658 „zur Zufriedenheit des Kurfürsten vorstand“. Diese nüchterne Bemerkung deutet am wenigsten darauf hin, daß Quast all die Zeit über im Felde war und mit seinem Regiment an der berühmten dreitägigen Schlacht von Warschau teilnahm². Daß er sich während dieser Schlacht, oder während des polnischen Feldzuges überhaupt, vor andern Reiterführern ausgezeichnet habe, wird freilich nirgends erwähnt.

Die Gelegenheit zu solcher Auszeichnung bot erst der nächste Feldzug, der nicht demselben Gegner, den Polen, sondern umgekehrt dem bisherigen Verbündeten, den Schweden, galt. Zur Beleuchtung der Situation nur wenige Worte. Brandenburg war durch den Vertrag von Labiau (1656) allerdings „für ewige Zeit“ an Schweden gekettet; die Fortschritte dieses damals auf seiner Höhe stehenden Staates aber erweckten ihm überall in Europa so viele und so mächtige Neider und Feinde, daß es der Kurfürst als durch die „Staatsraison“ geboten erachtete, Schweden aufzugeben, um nicht mit ihm,

² Die Reiterregimenter, die in dieser Schlacht brandenburgischerseits mitfochten, waren folgende: 1. die Trabantengarde unter Oberstleutnant Wilmersdorf, 2. Leibregiment unter dem Oberst von Canitz, 3. Regiment des Feldmarschalls Grafen Waldeck, 4. Fürst von Croys Regiment, 5. Regiment des Generals Derfflinger, 6. Regiment des Oberst von Pfuël, 7. Regiment des Generals von Kannenberg, 8. Regiment des Generalmajors von Goerke, 9. Regiment des Oberst von Sparr, 10. Regiment des Oberst Goseff, 11. Oberst Wallenrodts Regiment und 12. Regiment des Oberst von Quast. Jedes Regiment war 6 Kompanien zu 110 Pferde stark.

oder was wahrscheinlicher war, allein (und bloß Schweden zuliebe) zugrunde zu gehn. Die Staatsräson präponderierte eben damals in allen solchen Fragen. Eine große antischwedische Liga, ein Fünfmächtebund kam zustande, der darauf aus war, den ehrgeizigen Plänen des Schwedenkönigs Karl Gustav (der die Gustav-Adolfs-Idee eines großen „baltischen Reiches“ verwirklichen wollte) ein Ziel zu setzen. Jeder einzelne Staat verfolgte dabei seine Sonderinteressen — Brandenburg in erster Reihe. Dies war 1657. Die fünf verbündeten Mächte waren: Osterreich, Polen, Dänemark, Holland, Brandenburg. Der Kriegsschauplatz war ein doppelter, ein östlicher (Preußen und Polen) und ein westlicher (Pommern und Holstein). Nur das Holsteinsche Kriegstheater interessiert uns an dieser Stelle.

Karl Gustav, im Vertrauen auf sein Geschick und seine Armee (die damals vielleicht die kriegstüchtigste in Europa war) wartete die Vereinigung so vieler Gegner nicht erst ab, sondern ging rasch zum Angriff über, vielleicht in der Hoffnung sie einzeln zu schlagen. Der Anfang sprach dafür, daß es ihm glücken werde. Von der Unterelbe her in Holstein und Schleswig eindringend, besetzte er fast ohne Schwertstreich Alsen und Jütland und ging dann 1657 auf 58 — es war ein bitter kalter Winter — über die gefrorenen Belte. So brachte er Fünen und Seeland in seine Gewalt. Der Dänenkönig hatte nichts mehr als seine Hauptstadt. Auch diese, das sei vorweg bemerkt, hoffte Karl Gustav im folgenden Winter durch Ueberrumpelung in seine Gewalt zu bringen. Er ließ einzelne seiner besten Regimenter weiße Hemden über ihre Uniformen ziehen, um auf der weißen Schneefläche weniger bemerkt zu werden, und ging nun zum Sturm gegen die Festungswerke vor. Die Dänen aber waren wachsam, und wie ein alter Geschichtsschreiber sagt: „die weißen Hemden wurden manchen zum Leichenhemd.“

Das war im Winter von 1658 auf 59. Aber schon im Sommer vorher waren endlich auch die Alliierten in die Zimbrische Halbinsel eingerückt und hatten die Schweden, die nur 6000 Mann stark waren, vor sich hergejagt. An der Spitze jener stand der Kurfürst selbst³. Rendsburg und Schloß Gottorp wurden besetzt, Alsen und

³ Kurfürst Friedrich Wilhelm, damals 38 Jahre alt, hatte 16 000 Mann Brandenburger bei Wittstock zusammengezogen — von der Artillerie 38 Geschütze. Die einzelnen Abteilungen des Heeres wurden von Otto

Fridericia dem Feinde wieder entrisen. Die Schweden hatten nur noch Fünen und Seeland inne. So kam der Winter.

Vielleicht hatte sich der Kurfürst der Hoffnung hingegeben, die Belte würden wieder zufrieren wie im vorigen Jahr, wo der Winter, wie wir gesehen haben, dem siegreich vordringenden Karl Gustav die Brücke zu den Inseln hinüber gebaut hatte. Aber die Belte blieben offen, und den Alliierten blieb nichts andres übrig, als in Schleswig und Jütland Winterquartiere zu beziehen.

Erst mit dem beginnenden Frühjahr (1659) wurde der Kampf wieder aufgenommen. Es galt nach wie vor die Eroberung der Inseln, zunächst Fünens, das inzwischen von seiten der Schweden in den besten Verteidigungszustand gesetzt worden war. Die holländische Flotte, auf deren Dienst man bei Passierung des Kleinen Belts rechnete, erwies sich indessen als saumselig, so saumselig, daß z. B. dem Führer der Flotte — der übrigens nur nach Order handelte — von seiten der Alliierten schuld gegeben wurde, er habe auf die schwedischen Fahrzeuge nur blinde Schüsse abfeuern lassen. Politische Rücksichten, der alten Eifersucht gegen die dänische Seemacht zu geschweigen, schrieben der holländischen Flotte eine solche laue Haltung vor.

Unter so schwierigen Verhältnissen mußte man nach und nach und gleichsam in Einzelzahlungen zu erreichen suchen, was sich auf einen Schlag — weil eben die Flotte fehlte — nicht erreichen ließ. Man nahm zunächst, übrigens erst nach bitterem Kampf, die kleine Insel Fanö, die zwischen Jütland und Fünen liegt, und schickte sich

Christoph von Sparr, Derfflinger, Hans Jürgen von Anhalt-Dessau (Walter des alten Dessauers), Joachim Rüdiger von der Goltz, Georg Adam von Pfuël und Albrecht von Quast befehligt. Aus welchen Regimentern diese Truppen bestanden, läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit sagen; es gab überhaupt damals keine Regimenter in unserem Sinne. Es gab Festungsgarnisonen; aus diesen Garnisonen wurden einzelne Kompanien genommen, andre Kompanien aus andren Garnisonen hinzugetan, und auf diese Weise Regimenter gebildet, die nun den Namen ihres jeweiligen Führers annahmen. So konnte es kommen, daß dieselben 2 Kompanien, die in einem Jahre im Regiment Quast oder Pfuël gefochten hatten, im nächsten Jahre zum Regiment Dessau oder Dohna gehörten. — Zu den 16 000 Brandenburgern stießen 11 000 Kaiserliche unter Montecuculi und 5000 Polen unter General Zarnecki, die sich aber schließlich als bloße Plünderbande erwiesen. Im ganzen also 32 000 Mann. Dänische Abteilungen stießen erst im Laufe des Krieges hinzu.

nun an, von diesem vorgeschobenen Posten aus, das eigentliche Streitobjekt (Fünen) zu erobern. Drei Angriffe wurden versucht, aber sie scheiterten alle drei. An der dritten Attacke, die die ernsthafteste war, nahmen dänische und holländische Schiffe teil, aber die schwedische Flotte, inzwischen verstärkt, vernichtete die Fahrzeuge der Alliierten, die nicht nur unter schwerem Verlust nach Fridericia zurückkehren, sondern auch Fanö wieder aufgeben mußten.

Diese Niederlagen wurden endlich die Ursache des Erfolges.

Der Kurfürst mit dem größten Teil seiner Brandenburger hatte mißmutig den Kriegsschauplatz in Jütland verlassen, um nach Pommern zu eilen, von wo aus eine andre Abtheilung des schwedischen Heeres in die Mark einzufallen drohte. Nur vier Reiterregimenter und einige Kompanien Fußvolk waren brandenburgischerseits in Jütland geblieben. Diese standen unter der Führung unsers Albrecht Christoph von Quast. Den Gesamtoberbefehl über die in Jütland stehenden Alliierten übernahm der dänische Feldmarschall von Eberstein.

Die Holländer, bis dahin abgeneigt zu Ruß und Frommen der Dänen, die doch schließlich auch eine rivalisierende Macht blieben, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, erkannten endlich, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, wenn nicht der Zweck des ganzen Krieges, der, wie wir gezeigt haben, vor allem darin bestand, die Übermacht Schwedens in und an der Ostsee zu brechen, als gescheitert betrachtet werden sollte. Auch der Unmut des Kurfürsten mochte das seinige dazu beitragen, daß energischere Entschlüsse im Haag die Oberhand gewannen. So erschien denn Admiral de Ruyter in der Ostsee. Im Hafen zu Kiel wurde eine bedeutendere dänisch-holländische Streitmacht, — die hier im Rücken des eigentlichen Kriegsschauplatzes, unter Feldmarschall von Schack, zusammengezogen worden war — eingeschifft und durch den Großen Belt geführt, um im Norden Fünens gelandet zu werden. Gleichzeitig sollte die in Jütland stehende alliierte Armee einen vierten Versuch zur Überschreitung des Kleinen Beltes machen. Beide Unternehmungen glückten. Feldmarschall Schack landete in Kjertermünde, Feldmarschall Eberstein bei Middelfahrt. In Odense vereinigten sich beide Heerkörper, die nun etwa 16 000 Mann stark gegen den Pfalzgrafen von Sulzbach, der die Schweden führte, vorrückten.

Dieser hatte einen Augenblick gehofft, die heranrückenden Armeen

der Alliierten einzeln angreifen zu können; als sich dies als unmöglich erwies, nahm er feste Stellung vor der Festung Nyborg, in welcher letzteren er eine schwache Besatzung zurückgelassen hatte.

Die Position, die der Pfalzgraf wählte, war geschickt genug: hinter sich einen Wald, vor sich einen Graben, der durch ein mooriges Terrain gezogen an einzelnen Stellen mit Wasser gefüllt, an andern so verschüttet war, daß sich ein Übergang ermöglichte, selbst für Kavallerie. Diese leicht zu verteidigenden Übergänge dienten dem schwedischen General zugleich als bequeme Ausfallbrücken. Den rechten Flügel kommandierte der Pfalzgraf selbst, den linken Generalleutnant Horn, im Zentrum stand der erfahrene General Steenbock mit 14 Kompanien Fußvolk und 5 Geschützen vor der Front. Reserven, weil es an Mannschaften fehlte, hatte die schwedische Aufstellung beinahe gar nicht.

Dies war die Position, gegen welche die Verbündeten am Morgen des 24. November anrückten. Das Zentrum (holländische Infanterie unter den Obersten Killegray, Alowa und Meteren) führte Feldmarschall Schack, den linken Flügel Eberstein, den rechten unser Albrecht Christoph von Quast. Das zweite Treffen bestand ausschließlich aus dänischen Regimentern: Trampe, Rankau, Ahlefeldt Brockhausen, Gildenleu. Die alliierte Armee war zahlreicher als die schwedische, die schwedische aber kriegsgewohnter und hatte den Vorteil, ein Ganzes zu bilden, während die Alliierten aus ganz widerstrebenden Nationalitäten zusammengesetzt waren. Im Kommando scheint auf beiden Seiten keine rechte Einigkeit geherrscht zu haben. Die Generale der Alliierten handelten meist auf eigene Hand.

Der linke Flügel der Alliierten eröffnete das Gefecht. Hier standen (wenn ein alter Schlachtenatlas⁴, den wir zu Rate ziehen, das

⁴ Dieser Schlachtenatlas (kein gedrucktes, sondern ein mit Wasserfarben und Frakturschrift sauber ausgeführtes Werk) führt den Titel: „Ein Buch aller der führnehmsten Bataillen und Campementen, so in diesem Säculo und zwar von 1620 bis 1693, von Jahren zu Jahren seind gehalten worden.“ (Das „so in diesem Säculo“ scheint darauf hinzudeuten, daß der Atlas noch vor 1700 angefertigt wurde. Dem entspricht auch das Gesamtansetzen. Das interessante Werk ist jetzt das Eigentum des Geh. Rat von Quast auf Radensleben. Er empfing es im März 1864 als ein Andenken von dem mittlerweile verstorbenen Oberstleutnant Kindt, einem Schleswig-Holsteiner. Dieser hatte es auf einer Auktion erstanden und

Richtige angibt) unter Führung des dänischen Feldmarschalls von Eberstein die brandenburgischen Reiterregimenter Quast, Kammenberg, Gröben und ein Dragonerregiment. Ihr Angriff scheiterte an der Ungunst des Terrains; sie wurden geworfen. Der rechte Flügel teilte das Schicksal des linken. Hier, wie wir wissen, kommandierte Quast und führte, wiederum nach Angabe des Atlas, die kaiserlichen Regimenter Matthias und Graf Carassa, ferner das dänische Regiment von der Matt und die polnische Brigade Przimsky ins Feuer. Sie konnten nichts ausrichten. In diesem kritischen Moment, wo die Reiterei, die zum Teil in das Moor einsank, ersichtlich den Dienst versagte, rückte von Quast mit einer Abteilung Infanterie (Pikenträger) gegen den Pfalzgrafen vor. Dieser Angriff entschied. Quast erhielt zwei Kugeln in den Leib, ließ sich, da er infolge dieser schweren Verwundung nicht mehr reiten noch gehen konnte, auf die Schultern seiner Pikeniere heben und durchbrach nun mit ihnen den feindlichen linken Flügel. Dies gab auch das Zeichen zum Vorrücken der holländischen Brigaden im Zentrum, die bis dahin untätig dem Kampfe zugesehen hatten. Jetzt griff auch die Reiterei wieder ein und warf den Feind über den Haufen. Der Rückzug der Schweden wurde bald eilige Flucht. Ihr Führer, der Pfalzgraf, allein mit dem Grafen Steenbock entkam auf einem Fischerboote mitten durch die holländische Flotte nach Korsör auf Seeland, wo er dem harrenden Schwedenkönig die Nachricht von der verlorenen Schlacht brachte. Nyborg, das General von Horn zu halten versuchte, fiel

vermutete, daß es von einem General Wolf [seinerzeit in dänischem Dienst] verfaßt worden sei.) Das 39. Blatt enthält die Aufstellung beider Armeen in der Schlacht bei Nyborg. Halte ich alles zusammen, was ich in Pufendorf, Orlich und in zwei Aufsätzen von Professor Dr. Stuhr (Allgemeines Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staats. Berlin. Mittler 1831) und Hofrat L. Schneider (Soldatenfreund. Septemberheft 1864) gelesen habe, so komme ich immer wieder zu der Ansicht, daß der alte Schlachtenatlas wahrscheinlich mehr recht hat, als irgendeine andre Beschreibung. Unter den verschiedenen Punkten, worin derselbe von den Angaben der Historiker abweicht, ist der eine für uns von Belang, wonach Generalmajor von Quast — wie oben im Text des Näheren angeführt werden wird — auf dem rechten Flügel keine brandenburgischen, sondern kaiserliche Reiterregimenter, Dänen und Polen unter seinem Kommando hatte. Er gibt die Namen der Regimenter genau an, und dies Vertrautsein mit den Details spricht dafür, daß der Verfasser überhaupt Bescheid wußte.

am andern Tag; er und das ganze schwedische Korps wurden kriegsgefangen. Der Tag von Nyborg hatte auf dem westlichen Kriegstheater über den Gang des Krieges entschieden.

Unser Quast hatte den entscheidenden Schlag getan, darüber sind alle Berichte so ziemlich einig, nur darin weichen sie voneinander ab, mit welchem Regimentern er den feindlichen linken Flügel durchbrach. Es scheinen unter allen Umständen keine Brandenburger gewesen zu sein, denn die Truppen, die brandenburgischerseits an der Affäre teilnahmen, waren zugeständenermaßen Reiterregimenter, die aber, gleichviel an welchem Flügel sie gestanden haben mögen, das Schicksal der kaiserlichen Reiterei an diesem Tage teilten und nirgends die feindliche Schlachtreihe durchbrechen konnten. Quast gab allerdings den Ausschlag, aber, wie hervorgehoben, an der Spitze dänischer Pikiniere, die seinem Flügel zunächst in Reserve standen. (Nach einem andern Bericht, der aber eine entschieden holländische Färbung hat, hätten die holländischen Brigaden des Zentrums die schon halb verlorene Schlacht wieder zum Stehen gebracht. Dann erst hätte Quast, mit dem wieder gesammelten rechten Flügel den letzten Schlag getan. Ubrigens hat auch diese Lesart manches für sich.) Der Sieg von Nyborg war entscheidend. Die Nachricht von der totalen Niederlage seines Heeres soll den schwerkranken Schwedenkönig so erschüttert haben, daß er infolge davon starb, ein Todesfall, der nun zu jenem Frieden von Oliva führte, der dem Hause Brandenburg endgültig die Oberhoheit über Preußen gab. Die Alliierten, nachdem sie zwei Jahre lang die Simbrische Halbinsel besetzt gehalten hatten, räumten jetzt das Land. In Hamburg schon wurden die Regimentern entlassen; auch Quast, übrigens im Dienste des Kurfürsten verbleibend, ging auf seine Güter.

Über die letzten Lebensjahre unsers Albrecht Christoph wissen wir wenig; er scheint dieselben, ohne sich den Obliegenheiten seines Berufs zu entziehen, zunächst in ländlicher Zurückgezogenheit, im Kreise seiner Familie zugebracht zu haben. Die niedergebrannten Dörfer wurden aufgebaut, die wüsten Felder neu bestellt, die geplünderten Kirchen erhielten Altarleuchter, Kelche und Glocken. 1661 verheiratete er sich zum zweiten Male mit Elisabeth Dorothea von Goerne und drei Jahre später (1664) zum dritten Male mit Ilse Catharine von Rössing, einer verwitweten von Planitz; diese dritte Gemahlin überlebte ihn. 1667 betraute ihn der Kurfürst aufs neue mit Er-

richtung eines Regiments; in demselben Jahre ward er Gouverneur der Feste Spandau. Er starb am letztgenannten Orte, 56 Jahre alt, am 7. Mai 1669 und wurde in der dortigen St.-Nikolai-Kirche beigesetzt. Erst in neuester Zeit erfolgte die Überführung nach dem alten Stammgute Garz. In der Gruft der Kirche allda steht ein mächtiger, nach Sitte der Zeit mit Basreliefs-Ornamenten und den Wappen der Ahnen reich ausgestatteter Zinnsarg, der die Inschrift trägt: Der Hochedelgeborne Herr, Herr Albrecht Christoph von Quast, churfürstlich brandenburgischer Geheimer Kriegs Rath, Generalfeldwachtmeister der Cavallerie, Oberster zu Ross und Fuß, Gouverneur und Oberhauptmann der Veste und Stadt Spandau, zu Garz, Damme, Wichel, Mohrlack und Wuzek Erbherr, geboren am 10. Mai 1613, gestorben auf der Veste Spandau am 7. Mai 1669. Wartet der fröhlichen Auferstehung zum ewigen Leben⁵.

Dies ist es, was wir imstande gewesen sind über das Leben Albert Christophs von Quast zusammenzutragen. Es ist alles ziemlich äußerlicher Natur, äußerlich folgen die Thaten aufeinander, äußerlich sehen wir ihn steigen von Stufe zu Stufe. Sage und Tradition, die von Derfflinger und Sparr so mannigfach zu erzählen wissen, haben sich unfres „Siegens von Nyborg“ nicht bemächtigt; — es fehlen alle Züge, die uns eine tiefere Theilnahme an seinem Lebensgange einzufloßen vermöchten. Und doch war dieser Sieg, den wir ihm verdanken, von einer nach mehreren Seiten hin entscheidenden Bedeutsamkeit. Durch denselben erlangte Brandenburg, wie wir gesehen haben, die volle Souveränität über Preußen und somit die Basis für die Königskrone, während für Dänemark aus demselben Kriege sein Königsgesetz hervorging. Zudem aber erscheint uns der

⁵ Neben dem mächtigen Zinnsarge des Generalfeldwachtmeisters steht ein etwas kleinerer, im übrigen mit ziemlich denselben Emblemen reich verzierter Kupfersarg, in dem Otto Gottfried von Quast, ein Neffe des Generals begraben liegt. Er fiel bei Fehrbellin. Die Inschrift des Sarges lautet: „Hier ruht der hochedelgeborne Herr, Herr Otto Gottfried von Quast, churfürstlich brandenburgischer, unter des Herrn General Lüdefens Regiment bestallter Adjutant, auf Garz und Rüdow Erbherr, geb. Anno 1656 am 23. März; in dem mit der schwedischen Armee bei Fehrbellin am 18. Juni 1676 gehaltenen Treffen tödtlich verwundet und am 22. ejusd. allhier in Spandau selig verstorben.“ Auch dieser Sarg wurde ursprünglich in der Nikolaiirche zu Spandau beigesetzt; daher das „allhier“.

einfache Umstand, daß unser Albrecht Christoph der erste war, der die brandenburgischen Waffen vor zweihundert Jahren schon auf eine der dänischen Inseln hinübertrug, wohl dazu angetan (und zwar insonderheit heute wieder), uns auf das Leben dieses Mannes mit Interesse blicken zu lassen. Der Gegner von damals war freilich nicht Dänemark sondern Schweden, aber die einzelnen Momente der Kriegführung bieten so viel Verwandtes, daß sich Vergleiche wie von selber ergeben.

Die Ehren der Düppelstürmer von heute sind freilich reicher ausgefallen als die Ehren der Nyborgsieger von damals, aber wie verschieden auch im Maß, der „Sieg auf Fünen“ war die erste Waffentat auf dänischem Inselgrund, an der Brandenburg seinen Ruhmesanteil forderte, und je heller die Gegenwart strahlt, je mehr geziemt es sich in Dankbarkeit derer zu gedenken, die ruhmvoll voranschritten. Unter ihnen in erster Reihe — Albrecht Christoph von Quast.

Aus der Gruft, in der wir eben die Inschrift am Sarge unsres Albrecht Christoph entziffert haben, treten wir wieder ins Freie, atmen auf in Luft und Licht, und schicken uns an, plaudernd über die Dorfgasse hinschreitend, dem nahen Herrenhause unsern Besuch zu machen. Der kühle mit Marmorfliesen gedeckte Raum heimelt uns an bei der drückenden Hitze, die draußen auf Hof und Straße ruht — es ist aber nicht diese fliesengedeckte Halle im Erdgeschoß, die uns hierher geführt hat, auch nicht die mit Glöckchen und Schellen und allen Emblemen des ehrsamem Schmiedehandwerks ausgestattete große Gabel, die hier hängt, und die „der Schmied von Garz“, halb Janitschar-, halb Fahnenträger bei allen Einholungsfeierlichkeiten den Bauern seines Dorfes voraufzutragen pflegt — es ist vielmehr der sonnbeschienene, schmucklose Vorflur im ersten Stock, wo wir jenem seltsamen Erinnerungsstück begegnen, dessen Anblick eine andre Zeit als die Zeit Albrecht Christophs und des Dreißigjährigen Krieges vor uns heraufbeschwört. Hier an einem breiten Fensterpfeiler, an derselben Stelle etwa, wo sonst wohl auf Treppenfluren eine Flora oder Pomona oder irgend sonst ein Stück griechische Mythologie zu stehen pflegt, erhebt sich statuenhaft auf einem niedrigen Postament ein Riesenstiefel, gegen 6 Fuß hoch, mit 9 Zoll langem Sporn und einer anderthalb Zoll

dicken Sohle. Das Ganze ein Kunstwerk in seiner Art und trotz seines riesigen Umfanges von einer gewissen Eleganz der Form. Dieser Stiefel hat seine Geschichte.

Wer kennt nicht das Regiment Gensdarmes? Wer hätte nicht gehört von der Verschwendung und Tollkühnheit seiner Offiziere, von ihrem Mut und — ihrem Übermut. Die Geschichte vom großen Stiefel in Garz ist im engsten Zusammenhang mit einer solchen Übermutsszene mit jenen, wie die Engländer sagen „practical jokes*“, die nach den Tagen von Jena und Auerstedt — und zum guten Teil um dieser Tage willen — wesentlich härter beurteilt worden sind, als nötig gewesen wäre. Jugend will austoben; warum soll die militärische auf dieses Vorrecht verzichten? Die Geschichte ist aber folgende:

Unter den jungen Offizieren des genannten Regiments war auch Wolf Ludwig Friedrich von Quast, wegen seiner tollkühnen Streiche kurzweg der „tolle Quast“ genannt. Wolf Quast wäre ebenso hübsch gewesen. Eines Tages (wahrscheinlich im Jahre 1794) schlenderte er mit Leutnant von Jürgas, dem spätern ausgezeichneten Kavalleriegeneral unter York und Sohn des alten Wahlen-Jürgas auf Ganker, durch die Friedrichsstraße, als beiden ein riesiger Sporn auffiel, der im Schaufenster eines Eisenladens hing. Es wurde ausgemacht, daß, wer zuerst in Arrest käme, das wunderliche Ding kaufen solle. Jürgas war der erste und kaufte den Sporn, aber freilich nicht ohne beim Kauf ein neues Abkommen mit Quast und den begleitenden Offizieren getroffen zu haben: „der nächste der in Arrest kommt, läßt einen Stiefel dazu machen.“ Der nächste war Quast und in acht Tagen wurde der Riesenstiefel von zirka sechs Fuß Höhe unter allen möglichen Formalitäten in die Kaserne getragen. Da stand der Kolos, der Sporn wurde angeschnallt; aber der einmal wachgewordene Übermut sehnte sich nach mehr, und es wurde sofort beschlossen, dem Stiefel zu Ehren ein Fest zu feiern. Der Stiefel selbstverständlich als Bowle. Gesagt, getan. Das Fest verlief unter dem Jubel aller Beteiligten aber zugleich in einer Weise, daß andren Tages Order kam, auf den Stiefel zu fahnden. So leichten Kaufs indes gedachten die jungen Offiziere weder sich noch ihren Stiefel fangen zu lassen, und als die Stubenrevision ihren Anfang nahm, war der große Stiefel bereits mit Extrapoßt

* Schabernackstreiche.

auf dem Wege nach Garz. Freilich auch hier war seines Bleibens nicht lange, der Versteck war verraten worden, und eine Reiterpatrouille (die ganze Sache war längst zu einer cause celebre* geworden) erhielt strikten Befehl, den „Stiefel der Gensdarmes“, es koste was es wolle, zur Stelle zu schaffen. Was tun?

Es galt jetzt dieser Patrouille, die schon drei Meilen Vorsprung hatte, durch raschen Schritt zuvorkommen. Befreundete Offiziere sattelten, überholten im Fluge das seines Weges trotgende Pikett und führten den gefährdeten Liebling von Garz nach Ganger, wo er in einer unscheinbaren Scheune, unter hochaufgeschichteten Strohmassen versteckt wurde. In diesem Scheunenwinkel hat er dreißig Jahr und drüber gestanden.

Kein Regiment Gensdarmes mehr seitdem, die Jürgasse ausgestorben — da erbat sich der jetzige Besitzer von Garz (Rittmeister von Quast) den Stiefel zurück, da dieser doch wohl, wenn irgendwohin, nach dem ehemaligen Gute des „tollen Quast“ gehöre. Gern wurde ihm gewillfahrt, und neu aufgeputzt steht er seitdem auf dem Flur des Garzer Herrnhauses — ein charakteristisches Überbleibsel aus den Tagen des „Regiments Gensdarmes“.

Wolf Quast — wie übrigens viele Offiziere jener, ungeredterweise in Bausch und Bogen verurteilten Zeit — war keineswegs ein bloßer „Junker Übermut“, der mit dem Degen über die Straße raffelte oder gelegentlich in Reiterstiefeln eine Bowle braute; er war ein Mann von hervorragenden Gaben, ein Stück Genie, das die Pflege „nobler Passionen“ mit Bildung, Belesenheit und künstlerischem Sinn vereinigte. Offizier mit Leib und Seele wußte er doch dem Dienst eine ideale, fast eine wissenschaftliche Seite abzugewinnen, und seine Reitererfahrungen legte er in einem Buche („das Reitpferd“) nieder, das — wie Fachleute versichern — in allen erheblichen Punkten auch bis heute noch unübertroffen geblieben ist. Einzelne weitere Notizen über sein Leben gebe ich in den Anmerkungen. Nur das stehe schon hier: Sein Kunstsinne führte ihn nach Italien und dem Süden überhaupt, wo er 1804 in Rom und ausgangs desselben Jahres in Paris mit Schinkel zusammentraf. Dieser schrieb im Dezember 1804 an den Geh.-Rat von Prittwitz: „Herr von Quast, mit dem ich schon in Rom schöne Genüsse teilte, und den ich in Paris wiederfinde, verspricht mir die Aus-

* Sensationsfall.

richtung meiner Empfehlungen usw.“ Das alles deutet auf viel mehr als auf Fähnrichstreiche im großen Stil.

Das Ende Wolf Quasts war beklagenswert. Der brillante Reiter starb an einem Sturz mit dem Pferde. Freilich war Mangel an Geschick nicht die Ursach. In der Wilhelmstraße dicht am Wilhelmplatz war das Pflaster behufs einer Röhrenlegung aufgenommen und bei Einbruch der Dunkelheit für keine Einzäunung gesorgt worden. Quasts Pferd stürzte in die Grube. Er selbst fiel so unglücklich, daß er bald darauf im Radziwillschen Palais, wohin man ihn gebracht hatte, verstarb (2. Mai 1812). Sein Eichensarg, ohne besonderen Schmuck, steht in der Familiengruft zu Garz. Er war am 13. Februar 1769 geboren.

Das Dossebruch

„Ihr habt mir nichts zu danken,
Denn davor bin ich da.“

H. v. Blomberg

Eine halbe Meile westwärts von Garz treten wir bereits in den, wie alle Brücher und Niederungen, überaus fruchtbaren Winkel ein, den hier der Zusammenfluß des Rhins und der Dosse bildet, und der seit Jahrhunderten den Namen des Dossebruches führt.

Die Dosse, in alten Urkunden Dora und Dossia genannt, entspringt an der mecklenburgischen Grenze und geht von dort aus an Wittstock, Buserhausen und Neustadt vorbei fast in ununterbrochen südlicher Richtung in Rhin und Havel. Am Ufer der Dosse, die, trübselig im ganzen, doch einzelne schöne Partien hat (z. B. bei Amt Fregsdorf, einer alten Dosseburg, seit lange in Besitz der Freiherren von Karstedt) wohnte der in den Kriegen zwischen Sachsen und Wenden vielgenannte Stamm der Dossaner, die wahrscheinlich die Grenze zwischen den wilzischen und obotritischen Wenden bildeten. Zwischen der Feldmark von Brunn und Trieflah, Dörfer auf die wir weiterhin zurückkommen, finden sich noch Spuren von alten, dreifachen Wällen, deren Ursprung sich möglicherweise auf jene Wendenzeit zurückführen läßt.

Etwa bei Buserhausen tritt die Dosse in Niederungsboden ein, und ziemlich an derselben Stelle beginnt das Dossebruch. Es hatte in vergangenen Jahrhunderten ziemlich denselben Sumpfscharakter wie das Oberbruch; alles lag wüst und befand sich in einem Urzustande. Elsen, Werstweiden und anderes Gebüsch bedeckten den größten Teil der Fläche, hier und da nur lagen Stellen über dem Wasser, die nun als Wiesen und Weiden dienten. Die Dörfer Dreeß und Siewersdorf, die auf zwei Sandshollen mitten im Bruch erbaut waren, hatten ungeheure Feldmarken, ohne sie benutzen zu können, weil das Vieh im Sumpfe steckenblieb. Schon die Namen hatten schlimmen Klang: Dolenbusch, Brand und der Tarterwinkel.

Kolonisationsversuche wurden ziemlich früh gemacht; bereits der

Landgraf von Hessen-Homburg (vergleiche das folgende Kapitel „Neustadt“) begann Abzugsgräben zu ziehen; später suchte König Friedrich Wilhelm I., nachdem das havelländische Luch entwässert war, auch hier die Kanalisierung in ein System zu bringen; erst unter dem großen Könige jedoch — ganz wie im Oder- und Warthebruch — kamen auch die Dossebrucharbeiten zu einem verhältnismäßigen Abschluß. An Widerstand hatte es auch hier nicht gefehlt; aber die Aufsehnungen fruchteten glücklicherweise nichts; wo nicht freier Wille dem Besseren entgegenkam, da erfolgte Zwang.

1778 hatte man die Vorarbeiten beendet; 15 000 Morgen Land waren gewonnen, 25 neue Ortschaften gegründet, 1500 Ansiedler angeführt. Der König wollte endlich mit Augen sehen, was hier geschaffen worden war.

Am 23. Juli 1779 schickte er sich deshalb zu einer Reise in die „Brücher“ an, verließ um fünf Uhr morgens Potsdam und ging zunächst über Fahrlandt, Dyrog, Wustermark, Nauen und Königshorst bis Seelenhorst, etwa anderthalb Meilen von Fehrbellin.

In Seelenhorst trat der König in den Fehrbelliner Amtsbezirk ein, und statt des Königshorster Amtrats, der auf der Fahrt durch das havelländische Luch an der Seite des Königs gewesen war, erschien nun der Oberamtmann Fromme neben dem Wagen, um durch sein Revier hin den König zu geleiten. Der König fand Wohlgefallen an ihm und behielt ihn über Frommes Amtsbezirk hinaus mehrere Stunden lang an seiner Seite, bis an die Stöllner Berge (bei Rhinow), die den vorläufigen Zielpunkt der Reise bildeten. Oberamtmann Fromme hat in einem Briefe an den alten Vater Gleim, der sein Onkel war, alles aufgezeichnet, was er an diesem denkwürdigen Tage erlebt oder aus dem Munde des Königs vernommen hat. Wir lassen nun Fromme selber sprechen:

Friedrichs II. Besuch im Rhin- und Dossebruch

Um acht Uhr Morgens kamen Ihre Majestät auf Seelenhorst an, hatten den Herrn General Grafen von Goerz im Wagen bei sich. Ihre Majestät sprachen bei der Umspannung mit den Zietenschen Husarenoffizieren, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen; bemerkten mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnt' ich neben dem Wagen nicht reiten. (Er ritt also vorauf

oder hinterher.) In Dechtow bekamen Ihre Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechtow gehört, zu sehen, und behielten ihn — der Weg war hier breiter — neben sich bis dahin, wo die Dechtow'sche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, welchem das Gut Karvesee zum Theil gehört, befand sich hier mit seiner Familie, ging an den Wagen heran:

Hauptmann von Rathenow. Unterthänigster Knecht, Ihre Majestät!

König. Wer seid Ihr?

Hauptmann. Ich bin der Hauptmann von Rathenow¹ aus Karvesee.

König (die Hände faltend). Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? ich dacht', Er wäre längst todt. Wie geht es Ihm? ist Er gesund?

Hauptmann. O ja, Ihre Majestät.

König. Aber, mein Gott! wie dick ist Er geworden!

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät, Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort.

König. Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheirathet?

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät!

König. Ist Seine Frau mit unter den Damen dort?

Hauptmann. Ja, Ihre Majestät!

König. Laß Er sie doch herkommen! (sogleich den Hut ab.) Ich find' an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund.

Frau von Rathenow. Sehr viel Gnade für meinen Mann.

König. Was sind Sie für eine geborne?

Frau von Rathenow. Ein Fräulein von Kröcher!

König. Haha! eine Tochter vom General von Kröcher!

Frau von Rathenow. Ja, Ihre Majestät!

König. O, den hab' ich recht gut gekannt. — Hat Er auch Kinder, Rathenow?

¹ von Rathenow stand 1732 und die folgenden Jahre als Leutnant beim Kronprinzlichen Regiment in Neuruppin und war einer aus dem näheren Umgangskreise des Prinzen. Ueberhaupt werden wir im Verlauf des Aufsatzes sehen, daß der König überall alte Bekanntschaften erneuert und die fast ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Ruppiner Tage wieder lebendig werden fühlt.

Hauptmann. Ja, Ihro Majestät! Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter!

König. Na! das freut mich. Leb Er wohl, mein lieber Rathenow! Leb' Er wohl! —

Nun ging der Weg auf Fehrbellin, und ritt der Förster Brand als Forstbedienter mit. Als wir an einen Fleck von Sandschellen kamen, die vor Fehrbellin liegen, riefen Ihro Majestät: Förster, warum sind die Sandschellen nicht besäet?

Förster. Ihro Majestät, sie gehören nicht zur königlichen Forst; sie gehören mit zum Acker. Zum Theil besäen die Leute sie mit allerlei Getreide. Hier, rechter Hand, haben sie Kienäpfel gesäet!

König. Wer hat die gesäet?

Förster. Hier der Oberamtman!

König (zu mir). Na! sagt es meinem geheimden Rath Michaelis, daß die Sandschellen besäet werden sollen. — (zum Förster) Wißt Ihr aber auch, wie Kienäpfel gesäet werden müssen?

Förster. O ja, Ihro Majestät!

König. Na! wie werden sie gesäet? von Morgen gegen Abend, oder von Abend gegen Morgen?

Förster. Von Abend gegen Morgen.

König. Das ist recht; aber warum?

Förster. Weil aus dem Abend die meisten Winde kommen.

König. Das ist recht! —

Nun kamen Ihro Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Lieutenant Probst vom Zieten'schen Husaren-Regiment (schon sein Vater stand als Rittmeister bei den Zieten'schen Husaren. Sein Porträt ist in Wustrau. Vgl. Wustrau) und mit dem Fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, wurde die Reise fortgesetzt, und da Ihro Majestät gleich an meinen Gräben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbei fuhren, so ritt ich an den Wagen, und sagte: Ihro Majestät, das sind schon zwei neue Gräben, die wir durch Ihro Majestät Gnade hier erhalten haben, und die das Luch uns trocken erhalten.

König. So so; das ist mir lieb! Wer seid Ihr?

Fromme. Ihro Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin.

König. Wie heißt Ihr?

Fromme. Fromme.

König. Ha ha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrath Fromme.

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrath im Amte Lähme gewesen.

König. Amtsrath! Amtsrath! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrath gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen?

Fromme. O ja, Ihre Majestät!

König. Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr?

Fromme. Ja, Ihre Majestät! Auf diesem Vorwerk halt' ich vierzig, auf allen Vorwerken siebenzig Kühe mehr!

König. Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend?

Fromme. Nein, Ihre Majestät!

König. Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt?

Fromme. Ja!

König. Braucht nur fein fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wieder bekommen!

Fromme. Ja, Ihre Majestät, das brauch' ich auch; aber Küchen-
salz thut beinah eben die Dienste.

König. Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht klein stoßen, sondern es dem Vieh so hingehen, daß es dran lecken kann.

Fromme. Ja, es soll geschehen.

König. Sind sonst hier noch Verbesserungen zu machen?

Fromme. O ja, Ihre Majestät. Hier liegt die Kremmenssee. Wenn selbige abgegraben würde, so bekämen Ihre Majestät an achtzehnhundert Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden; und würde die ganze Gegend hier schiffbar, welches dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Nuppin ungemein aufhelfen würde, auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen.

König. Das glaub ich! Euch wird aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruinirt, wenigstens die Gutsherren des Terrains; nicht wahr?

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden: das Terrain gehört zum königlichen Forst, und stehen nur Birken darauf.

König. O, wenn weiter nichts ist, wie Birkenholz, so kann's ge-

schehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne Wirth machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen.

Fromme. Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Ihro Majestät sicher drauf rechnen, daß achtzehnhundert Morgen von der See gewonnen werden; das wären sechs und dreißig Kolonisten, jeder zu funfzig Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt, und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passiren, so wird das Kapital sich gut verzinsen.

König. Na! sagt es meinem geheimden Rath Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch rathen, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzufehen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien; sondern wenn's nur zwo oder drei Familien sind, so könnt ihrs immer mit dem Mann abmachen!

Fromme. Es soll geschehen, Ihro Majestät.

König. Kann ich hier nicht Bußtrau liegen sehen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät; hier rechts, das ist's.

König. Ist der General zu Hause?

Fromme. Ja!

König. Woher wißt Ihr das?

Fromme. Ihro Majestät, der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorf auf Grasung und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ich's.

König. Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen?

Fromme. O ja; die Meierei hier rechts hat er gebaut und eine Kuh-Molkerei angelegt, welches er nicht gekonnt hätte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre.

König. Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alten-Ruppin?

Fromme. Honig!

König. Wie lang' ist er da?

Fromme. Seit Trinitatis.

König. Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen?

Fromme. Canonicus.

König. Canonicus? Canonicus? Wie führt der Teufel zum Beamten den Canonicus?

Fromme. Ihro Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat, und gern die Ehre haben will, Beamter von Ihro Majestät zu sein.

König. Warum ist aber der Alte nicht geblieben?

Fromme. Ist gestorben.

König. So hätte doch die Wittve das Amt behalten können.

Fromme. Ist in Armuth gerathen!

König. Durch Frauenswirthschaft!

Fromme. Ihro Majestät verzeihen, sie wirthschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zu Grunde gerichtet; die können den besten Wirth zurücksetzen. Ich selber habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt, und habe keine Remission erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen.

König. Mein Sohn, heut hab' ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Fromme. Das ist schon eben ein Unglück, daß der geheime Rath Michaelis den Schaden auch hat! (Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Ihro Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen.)

König. Na! Amtmann, vorwärts! bleibt beim Wagen, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht unglücklich seid. Sprechet nur laut, ich verstehe recht gut. (Diese mit gesperrten Lettern gedruckten Worte wiederholten Ihro Majestät wenigstens zehnmal auf der Reise.) Sagt mir mal, wie heißt das Dorf da? rechts!

Fromme. Langen.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ein Drittel Ihro Majestät, unter dem Amte Alten-Ruppin; ein Drittel dem Herrn von Hagen; dann hat der Dom zu Berlin auch Unterthanen darin.

König. Ihr irrt Euch, der Dom zu Magdeburg!

Fromme. Ihro Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin!

König. Es ist aber nicht wahr: der Dom zu Berlin hat keine Unterthanen!

Fromme. Ihre Majestät halten zu Gnaden, der Dom zu Berlin hat in meinem Amtsdorfe Karvesee drei Unterthanen.

König. Ihr irrt Euch, das ist der Dom zu Magdeburg.

Fromme. Ihro Majestät, ich müßte ein schlechter Beamter sein, wenn ich nicht wüßte, was in meinen Amtsdörfern für Obrigkeiten sind.

König. Ja, dann habt Ihr Recht! Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen.

Fromme. Buschow, Radensleben, Sommerfeld, Beez, Carwe.

König. Recht! Carwe. Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Knesebeck.

König. Ist er in Diensten gewesen?

Fromme. Ja! Lieutenant oder Fähnrich unter der Garde.

König. Unter der Garde? (an den Fingern zählend). Ihr habt Recht, er ist Lieutenant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Knesebeck'schen Händen ist. — Na! sagt mir einmal, der Weg, so hier den Berg hinauf geht, geht nach Ruppín, und hier links ist die große Straße nach Hamburg?

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Wißt Ihr, wie lang es ist, daß ich nicht bin hier gewesen?

Fromme. Nein!

König. Das sind dreiundvierzig Jahr! Kann ich Ruppín liegen sehen?

Fromme. Ja, Ihre Majestät! der Thurm, so hier rechts über die Lannen herüber sieht, ist Ruppín!

König (mit dem Glase aus dem Wagen lehrend). Ja, ja! das ist er, ich kenn' ihn noch. — Kann ich Tramniß liegen sehen?

Fromme. Nein, Ihre Majestät. Tramniß liegt zu weit links, dicht an Kyritz!

König. Werden wir's nicht sehen, wenn wir besser hinkommen?

Fromme. Es könnte sein, bei Neustadt, aber ich zweifle.

König. Das ist Schade! Kann ich Bechlin liegen sehn?

Fromme. Jetzt nicht, Ihre Majestät; es liegt zu sehr im Grunde. Wer weiß, ob es Ihre Majestät gar werden sehen können?

König. Na! gebt Achtung, und wenn ihr's seht, so sagts! — Wo ist der Beamte von Alten-Ruppín?

Fromme. In Prozen beim Vorspann wird er sein!

König. Können wir noch nicht Bechlin² liegen sehn?

² Bechlin liegt nur eine Viertelmeile von Ruppín und war oft der Schauplatz der ausgelassenen Späße, die zur „Kronprinzlichen Zeit“ beim Regiment im Schwange waren. — Ein noch bevorzugter Ort war das unmittelbar vorher genannte Tramniß (vgl. weiterhin das gleichnamige Kapitel).

Fromme. Nein!

König. Wem gehört's iho?

Fromme. Einem gewissen Schönermark.

König. Ist er von Adel?

Fromme. Nein!

König. Wer hat's vor ihm gehabt?

Fromme. Der Feldjäger Ahrens; der hat's von seinem Vater ererbt. Das Gut ist immer in bürgerlicher Familie gewesen.

König. Das weiß ich! Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Balchow.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alten-Nuppen.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Prozen.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Kleist.

König. Was ist das für ein Kleist?

Fromme. Ein Sohn vom General Kleist.

König. Von welchem General Kleist?

Fromme. Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Ihro Majestät gewesen, und steht igt zu Magdeburg beim Kalkstein'schen Regiment, als Obristlieutenant.

König. Ha ha, von dem? die Kleiste kenn' ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät; er ist Fähnrich gewesen unter dem Prinz Ferdinand'schen Regiment.

König. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Das weiß ich nicht!

König. Ihr könnt's mir sagen; ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich kann's wirklich nicht sagen. —

Nun waren wir an Prozen heran. Ich wurde gewahr, daß der alte General von Zieten in Prozen vor dem Edelhof stand. Ich ritt an den Wagen heran und sagte: Ihro Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

König. Wo? wo? o reitet vor, und sagt's den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen. —

Nun stiegen Ihro Majestät hier aus und freuten sich außerordent-

lich über die Anwesenheit des Herrn Generals von Zieten, sprachen mit ihm, und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen, ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahl das Steinsalz gegen die Viehseuche. Mit einemal gingen Ihro Majestät bei Seite, kamen wieder und riefen: Amtmann! (dicht am Ohr) „Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock?“ (Ich ebenfalls dicht am Ohr) „Ihro Majestät, es ist der Landrath von Quast (auf Radensleben) vom Ruppiniſchen Kreiſe.“

König. Schon gut!

Nun gingen Ihro Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist, und sprachen von verschiedenen Sachen. Herr von Kleist präsentierte Seiner Majestät sehr schöne Früchte. Sie bedankten sich; mit einemal drehten Sie sich um und sagten: „Serviteur Herr Landrath!“ Als nun selbiger auf Ihro Majestät zugehen wollte, sagte Ihro Majestät: „Bleib Er nur da, ich kenn' Ihn, Er ist der Landrath von Quast!“

Nun war angespannt. Ihro Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen, und fuhren fort. Ob nun wohl Ihro Majestät in Prozen die Früchte nicht annahmen, so nahmen doch Dieselben, so wie wir aus Prozen waren, ein Butterbrod für sich und für den Herrn General Grafen von Görz aus der Wagentasche und aßen während des Fahrens immer Pfirsich. Beim Wegfahren glaubten Ihro Majestät, ich würde zurückbleiben, und riefen aus dem Wagen: „Amtmann, kommt mit!“

König. Wo ist der Beamte von Alten-Ruppin?

Fromme. Er wird vermuthlich krank sein, sonst wär' er in Prozen beim Vorspann gewesen.

König. Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Prozen seinen Abschied genommen.

Fromme. Nein, Ihro Majestät, ich weiß es wahrhaftig nicht.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Manker.

König. Wem gehört's?

Fromme. Ihnen, Ihro Majestät, unter dem Amt Alten-Ruppin.

König. Hört einmal, wie seid Ihr mit der Erndte zufrieden?

Fromme. Sehr gut, Ihro Majestät!

König. Sehr gut? und mir haben sie gesagt, sehr schlecht!

Fromme. Ihro Majestät, das Wintergetreide ist etwas erfroren; aber das Sommergetreide steht dafür so schön, daß es den Schaden beim Wintergetreide reichlich ersetzt.

(Nun sahen Ihro Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel.)

König. Es ist eine gute Erndte, Ihr habt Recht; es steht ja Mandel bei Mandel hier!

Fromme. Ja, Ihro Majestät; und hier setzen die Leute noch dazu Stiege.

König. Was ist das, Stiege?

Fromme. Das sind zwanzig Garben zusammen gesetzt!

König. O, es ist unstreitig eine gute Erndte. — Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Prohen seinen Abschied genommen?

Fromme. Ihro Majestät, ich weiß es nicht! Mir deucht, er hat vom Vater müssen die Güter annehmen. Eine andre Ursach weiß ich nicht.

König. Wie heißt das Dorf hier vor uns?

Fromme. Garz.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegs-rath von Quast.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Kriegs-rath von Quast.

König. Ei was! Ich will von keinem Kriegs-rath was wissen! Wem gehört das Gut?

Fromme. Dem Herrn von Quast.

König. Na! das ist recht geantwortet! —

Nun kamen Ihro Majestät in Garz an! Die Umspannung besorgte Herr von Lüderik aus Nakel, als erster Deputirter des Ruppin'schen Kreises. Dieser hatte einen Hut auf mit einer weißen Feder! Als nun die Anspannung geschehen war, ging die Reise gleich fort.

Wem gehört das Gut hier links?

Fromme. Dem Herrn von Lüderik; es heißt Nakel.

König. Was ist das für ein Lüderik?

Fromme. Ihro Majestät, der in Garz beim Vorspann war.

König. Haha, der Herr mit der weißen Feder. — Sät Ihr auch Weizen?

Fromme. Ja, Ihro Majestät.

König. Wie viel habt Ihr ausgesäet?

Fromme. Drei Wispel, zwölf Scheffel.

König. Wie viel hat Euer Vorfahr ausgesäet?

Fromme. Vier Scheffel.

König. Wie geht das zu, daß Ihr so viel mehr säet, als Euer Vorfahr?

Fromme. Wie ich schon die Gnade gehabtthro Majestät zu sagen, daß ich siebenzig Stück Rüche mehr halte als mein Vorfahr, mithin meinen Acker besser in Stand setzen und Weizen säen kann!

König. Aber warum bauet Ihr keinen Hanf?

Fromme. Er geräth hier nicht. In kaltem Clima geräth er besser. Unsre Seiler können den russischen Hanf in Lübeck wohlfeiler kaufen und besser, als ich ihn bauen kann.

König. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr sonst Hanf hinsäet?

Fromme. Weizen!

König. Warum bauet Ihr aber kein Färbekraut, keinen Krapp?

Fromme. Er will nicht fort, der Boden ist nicht gut genug.

König. Das sagt Ihr nur so: Ihr hättet sollen die Probe machen.

Fromme. Das hab' ich gethan; allein sie ist mir fehlgeschlagen, und als Beamter kann ich viele Proben nicht machen; denn, wenn sie fehl schlagen, muß doch die Pacht bezahlt sein.

König. Was säet Ihr denn dahin, wo Ihr würdet Färbekraut hinbringen?

Fromme. Weizen!

König. Na, so bleibt beim Weizen! Eure Unterthanen müssen recht gut im Stande sein?

Fromme. Ja,thro Majestät! Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an funfzig tausend Thaler Kapital haben.

König. Das ist gut!

Fromme. Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte eilf tausend Thaler in der Bank.

König. Wie viel?

Fromme. Eilf tausend Thaler.

König. So müßt Ihr sie auch immer erhalten!

Fromme. Ja, es ist recht gut,thro Majestät, daß der Unterthan Geld hat; aber er wird auch übermüthig, wie die hiesigen Unterthanen, welche mich schon siebenmal bei thro Majestät verklagt haben, um vom Hofedienst frei zu sein.

König. Sie werden auch wohl Ursach dazu gehabt haben.

Fromme. Sie werden gnädigst verzeihen: es ist eine Untersuchung gewesen und ist befunden, daß ich die Unterthanen nicht gedrückt sondern immer Recht gehabt, und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! dennoch bleibt die Sache, wie sie ist: die Bauern werden nicht bestraft; Ihre Majestät geben den Unterthanen immer Recht, und der arme Beamte muß Unrecht haben!

König. Ja, daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub' ich wohl: Ihr werdet Euerm Departementsrath brav viel Butter, Kapaunen und Puters schicken.

Fromme. Nein, Ihre Majestät, das kann man nicht; das Getreide gilt nichts. Wenn man für andre Sachen nicht einen Groschen Geld einnahme, wovon sollte man die Pacht bezahlen?

König. Wohin verkauft Ihr eure Butter, Kapaunen und Puters?

Fromme. Nach Berlin.

König. Warum nicht nach Ruppin?

Fromme. Die mehrsten Bürger halten Kühe, so viel als sie zu ihrem Aufwand brauchen! Der Soldat ist alte Butter; der kann die frische nicht bezahlen!

König. Was bekommt Ihr für die Butter in Berlin?

Fromme. Vier Groschen für das Pfund. Der ruppinische Soldat aber kauft die alte Butter für zwei das Pfund.

König. Aber eure Kapaunen und Puter könnt Ihr doch nach Ruppin bringen?

Fromme. Beim ganzen Regiment sind nur vier Stabsoffiziere, die gebrauchen nicht viel; und die Bürger leben nicht delicat; die danken Gott, wenn sie Schweinefleisch haben.

König. Ja, da habt Ihr Recht, die Berliner essen gern was Delicates.

Na, macht mit den Unterthanen, was Ihr wollt; nur drückt sie nicht!

Fromme. Ihre Majestät, das wird mir nicht einfallen, und keinem rechtschaffnen Beamten.

König. Sagt mir einmal, wo liegt hier Stöllen?

Fromme. Stöllen können Ihre Majestät nicht sehen. Die großen Berge dort links sind die Berge bei Stöllen, auf welchen Ihre Majestät alle Kolonien übersehen können!

König. So? Das ist gut, dann reitet mit bis dahin. —

Nun kamen Ihro Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mäheten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen, und Ihro Majestät so durchfahren ließen!

König. Was Teufel wollen die Leute? Die wollen wohl gar Geld von mir haben?

Fromme. O nein, Ihro Majestät! Sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen.

König. Ich werd' ihnen auch nichts geben! Wie heißt das Dorf hier vorn?

Fromme. Barsikow.

König. Wem gehört's?

Fromme. Dem Herrn von Mütschefall.

König. Was ist das für ein Mütschefall?

Fromme. Er ist Major gewesen unter dem Regiment, das Ihro Majestät als Kronprinz gehabt haben.

König. Mein Gott, lebt er noch?

Fromme. Nein; er ist todt, die Tochter hat das Gut. —

Nun kamen wir in's Dorf Barsikow, wo der Edelhof eingefallen ist.

König. Hört! Ist das der Edelhof?

Fromme. Ja!

König. Das sieht ja elend aus! — Hört einmal: den Leuten geht's hier wohl nicht gut?

Fromme. Recht schlecht, Ihro Majestät! Es ist die größte Armuth.

König. Das ist mir leid! — Sagt mir doch; es wohnte hier vor diesem ein Landrath. Er hatte viel Kinder: Könnt Ihr euch nicht auf ihn besinnen?

Fromme. Es wird der Landrath von Jürgaß zu Ganzer gewesen sein.

König. Ja, ja, der ist's gewesen. Ist er schon todt?

Fromme. Ja, Ihro Majestät. Er ist gestorben 1771; und es war besonders: in vierzehn Tagen starb Er, seine Frau, die Fräulein, und vier Söhne. Die andern viere mußten eben die Krankheit ausstehen, die wie ein hitzig Fieber war, und obwohl die Söhne, weil sie in Diensten waren, in verschiedenen Garnisonen standen und kein Bruder zum andern kam, so bekamen sie alle viere doch dieselbe Krankheit, und kamen nur so eben mit dem Leben davon.

König. Das ist ein verzweifelter Umstand gewesen! Wo sind die noch lebenden vier Söhne?

Fromme. Einer unter Zieten Husaren, einer unter den Gensd'armes! Einer ist unter dem Prinz-Ferdinand'schen Regiment gewesen und wohnt auf dem Gute Dersau. Der vierte ist der Schwiegersohn vom Herrn Genral von Zieten. Er war Lieutenant beim Zieten'schen Regiment; Ihre Majestät haben ihm aber in diesem letzten Kriege wegen seiner Kränklichkeit den Abschied gegeben; nun wohnt er in Ganker.

König. So? Ist das schon einer von den Jürgassen? — Macht ihr sonst noch Proben mit ausländischem Getreide?

Fromme. O ja! Dieses Jahr habe ich spanische Gerste gesäet. Allein sie will nicht recht einschlagen; ich gehe wieder ab. Aber den holsteinischen Staudenroggen find' ich gut!

König. Was ist das für Roggen?

Fromme. Er wächst im Holsteinischen in der Niederung. Unterm zehnten Korn hab ich ihn noch nie gehabt!

König. Nu, nu, nicht gleich das zehnte Korn!

Fromme. Das ist nicht viel! Belieben Ihre Majestät den Herrn General von Görz zu fragen, die werden Ihnen sagen, daß dies im Holsteinischen nicht viel ist. —

Nun sprachen Sie in dem Wagen eine Weile von dem Roggen. Mit einemmale riefen Ihre Majestät aus dem Wagen: Na, so bleibt bei dem Holsteinischen Staudenroggen, und gebt den Unterthanen auch welchen.

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Aber macht mir einmal eine Idee: Wie hat das Luch ausgesehen, ehe es abgegraben war?

Fromme. Es waren lauter hohe Hüllen, dazwischen setzte sich das Wasser. Bei den trockensten Jahren konnten wir das Heu nicht herausfahren, sondern wir mußten's in großen Miethen setzen. Im Winter nur, wenn's scharf gefroren hatte, konnten wir's herausfahren. Nun aber haben wir die Hüllen herausgehauen, und die Gräben, die Ihre Majestät machen lassen, ziehen das Wasser ab. Nun ist das Luch so trocken, wie Ihre Majestät sehen, und wir können unser Heu herausfahren, wann wir wollen.

König. Das ist gut! Halten Eure Unterthanen auch mehr Vieh wie sonst?

Fromme. Ja!

König. Wie viel wohl mehr?

Fromme. Mancher eine Kuh, mancher zwo, nachdem es sein Vermögen verstattet.

König. Aber wie viel halten sie wohl sämmtlich mehr? ohngefähr nur!

Fromme. Bis einhundert und zwanzig Stück!

Nun mußten Ihre Majestät wohl den Herrn General von Görz gefragt haben, woher ich ihn kenne? weil ich wegen des holsteinischen Roggens zu Ihrer Majestät sagte: Sie möchten nur den General nach dem Roggen fragen; und hat der Herr General vermuthlich, der Wahrheit gemäß, geantwortet: daß er mich im Holsteinischen kennen gelernt, und daß ich daselbst Pferde gekauft hätte, auch in Potsdam mit Pferden gewesen wäre. Mit einemmal sagten Ihre Majestät:

Hört, ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden.

Fromme. Ihre Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahr.

König. Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser!

Fromme. O, Ihre Majestät, wenn man sich Mühe giebt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, welcher vor zwei Jahren tausend Thaler für einen Hengst von seinem Zuwachs bekam.

König. Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat!

Fromme. Ihre Majestät, es war ein Mecklenburgischer Edelmann.

König. Er ist aber doch ein Narr gewesen. —

Nun kamen wir auf das Territorium des Amts Neustadt, wo der Amtsrath Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt, und Ihre Majestät vorbei reisen ließ. Weil mir aber das Sprechen schon sehr sauer wurde, Ihre Majestät immer nach den Dörfern fragte, so hier in Menge sind, und ich immer den Gutsbesitzer mit nennen und sagen mußte, welche von ihnen Söhne im R. Dienst hätten, so holt' ich den Herrn Amtsrath Klausius an den Wagen heran und sagte: Ihre Majestät, das ist der Amtsrath

Klausius vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiction die Kolonien stehen.

König. So, so, das ist mir lieb! Laßt ihn herkommen! — Wie heißt Ihr?

(Von hieran sprach der König das meiste mit dem Amtsrath Klausius; und ich schreibe nur, was ich selbst gehört habe.)

Amtsrath. Klausius!

König. Klausius. Na, habt Ihr viel Vieh hier auf den Kolonien?

Amtsrath. Achtzehnhundert sieben und achtzig Stück Rühе, Ihre Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre.

König. Vermehren sich auch die Menschen gut? Giebt's brav Kinder?

Amtsrath. O ja, Ihre Majestät; es sind iht funfzehnhundert sechs und siebenzig Seelen auf den Kolonien!

König. Seid Ihr auch verheirathet?

Amtsrath. Ja, Ihre Majestät!

König. Habt Ihr auch Kinder?

Amtsrath. Stiefkinder, Ihre Majestät!

König. Warum nicht eigene?

Amtsrath. Das weiß ich nicht, Ihre Majestät, wie das zugeht.

König (zu mir). Hört: ist die Mecklenburgische Grenze noch weit von hier?

Fromme. Nur eine kleine Meile. Es sind aber nur etliche Dörfer, die mitten im Brandenburgischen liegen. Sie heißen Nekeband und Rossow.

König. Ja, ja, sie sind mir bekannt. Das hätt' ich aber doch nicht geglaubt, daß wir so nah am Mecklenburgischen wären. (Zum Herrn Amtsrath Klausius.) Wo seid Ihr geboren?

Amtsrath. Zu Neustadt an der Dosse.

König. Was ist euer Vater gewesen?

Amtsrath. Prediger!

König. Sind's gute Leute, die Kolonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen!

Amtsrath. Es geht noch an.

König. Wirthschaften sie gut?

Amtsrath. O ja, Ihre Majestät! Ihre Excellenz, der Minister

von Derschau, haben mir auch eine Kolonie von fünf und siebenzig Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehen.

König (lächelnd). Haha! mit gutem Exempel! Aber sagt mir: ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her?
Amtrath. Aus dem Ruppinischen.

König. Wie weit ist das?

Amtrath. Drei Meilen.

König. Das ist auch sehr weit! Da hätte müssen gesorgt werden, daß sie's näher hätten! (zu mir). Was ist das für ein Mensch, der da rechts?

Fromme. Der Bauinspector Menzellius, der hier die Bauten in Aufsicht gehabt hat.

König. Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen! Warum ist das hier so hoch eingezäunt?

Fromme. Es ist das Maulthiergestüte.

König. Wie heißt die Kolonie?

Fromme. Klausiushof.

Amtrath. Ihre Majestät, sie kann auch Klaushof heißen.

König. Sie heißt Klau-si-ushof. Wie heißt da die andere Kolonie?

Fromme. Brenkenhof.

König. So heißt sie nicht.

Fromme. Ja, Ihre Majestät; ich weiß es nicht anders!

König. Sie heißt Brenken-ho-si-ushof! — Sind das die Stölschen Berge, die da vor uns liegen?

Fromme. Ja, Ihre Majestät!

König. Muß ich durch's Dorf fahren?

Fromme. Es ist eben nicht nöthig; aber der Vorspann steht drinn. Wenn Ihre Majestät befehlen, so will ich vorreiten, und den Vorspann aus dem Dorf heraus nehmen, und hinter die Berge legen.

König. O ja, das thut! Nehmt Euch einen von meinen Pagen mit. —

Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber doch so ein, daß, sobald als Ihre Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Ihre Majestät ausstiegen aus dem Wagen, ließen Sie sich einen Tubum geben und besahen die ganze Gegend, und sagten dann: Das ist wahr, das ist wider meine Erwartung! das ist schön!

Ich muß Euch das sagen, alle, die Ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen! — (Zu mir). Sagt mir mal: Ist die Elbe weit von hier?

Fromme. Ihre Majestät, sie ist zwei Meilen von hier! Da liegt Werben in der Altenmark, dicht an der Elbe.

König. Das kann nicht sein! Gebt mir den Tubum noch einmal her. — Ja, ja; es ist doch wahr! Aber was ist das andre für ein Thurm?

Fromme. Ihre Majestät, es ist Havelberg.

König. Na! Kommt alle her! (Es waren der Amtsrath Klausius, der Bauinspector Menzelius und ich). Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, so weit als der Bruch geht. Was steht für Holz drauf?

Fromme. Elsen und Eichen, Ihre Majestät!

König. Na, die Elsen können gerodet werden, und die Eichen, die können stehen bleiben; die können die Leute verkaufen, oder sonst nutzen! Wenn's urbar ist, dann rechne ich so dreihundert Familien und fünfhundert Stück Kühe; nicht wahr?

Nun antwortete keiner; zuletzt fing ich an und sagte:

Ja, Ihre Majestät; vielleicht!

König. Hört mal, Ihr könnt mir sicher antworten: Es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht da gewesen, kenne das Terrain nicht; sonst versteh' ich's so gut wie Ihr, wie viel Familien angesetzt werden können.

Bauinspector. Ihre Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft.

König. Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen, oder ein Aequivalent dafür geben, wie sich's thun läßt am besten. Umsonst verlang ich's nicht. (Zum Amtsrath Klausius). Na, hört mal, Ihr könnt's an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb ich! (Zu mir). Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rath Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben. —

Nun setzten Ihre Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter; es wurd' umgespannt. Weil nun Ihre Majestät be-

fohlen hatten, daß ich bis an die Stöllenschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: Befehlen Ihre Majestät, daß ich noch weiter mit soll?

König. Nein, mein Sohn; reitet in Gottes Namen nach Hause! —

Soweit die Unterredung, die Fromme direkt mit dem Könige geführt. Er fügt aber seinem Bericht noch einiges hinzu, was er nachträglich über den weiteren Verlauf der Reise erfahren hat. Dies lautet in Frommes Aufzeichnungen (an Gleim) wie folgt:

Herr Amtsrath Klausius brachte sodann Ihre Majestät bis nach Rathenow, wo Sie im Posthause logirt haben. In Rathenow sind Ihre Majestät über Tafel ungemein vergnügt gewesen, haben mit dem Herrn Obristlieutenant von Bachhoff von den Karabiniers gespeist; und haben der Herr Obristlieutenant von Bachhoff selbst erzählt, daß Ihre Majestät gesagt hätten:

„Mein lieber Bachhoff, ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich hab' in langer Zeit mit solch einem Vergnügen nicht gereist. Ich nahm die Reise mir vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so sehr gefallen, daß ich gewiß wieder künftig solch eine Reise vornehmen werde! — Hör' Er mal: wie ist es ihm gegangen im letzten Kriege? Vermuthlich schlecht! Ihr habt in Sachsen auch nichts ausgerichtet. . . . Ich hätte können was ausrichten; allein ich hätte mehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär' ich werth gewesen, daß man mich vor die Fähdel-Wache gelegt, und mir einen öffentlichen Product gegeben hätte? Die Kriege werden fürchterlich zu führen.“

Nachher haben Ihre Majestät gesagt: „Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt! der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut! Einmal setzt' ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden war mit ihm. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht' ich, du mußt doch deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragte ich ihn: Vater, wißt ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich miteinander gestritten

haben? „O jo, Ihre Königliche Hoheiten, dat will ick se wohl seggen. Als unse Chorförste is jung gewest, het he in Utrecht studert, und da is de König von Schweden als Prinz ohl gewest. Da hebben nu de beede Herrn sich vertörnt, heben sich in den Haaren gelegen, und dit is nu de Pife davon!“

Ihre Majestät haben wirklich so plattdeutsch gesprochen; sind aber bei Tafel so müde geworden, daß Sie eingeschlafen sind!

Weiter kann ich von der Reise keine Beschreibung machen. Denn Ihre Majestät haben zwar noch viel gesprochen und gefragt, es würd' aber wohl schwer sein, es alles zu Papier zu bringen.

Neustadt a. D.

Auf der langen Bohlenbrücke
Drüber unsre Schritte dröhnen,
Wandeln wir mit heitrem Blicke
In die Stadt; kühl sind die Straßen,
Blank die Steine, kannst du's fassen?
Du betrittst sie ganz alleine.

Wer kennt nicht Neustadt? Aber wie es einerseits zu den Städten gehört, von denen die Welt nur den Bahnhof kennt, so gehört es andererseits zu denen, die immer verwechselt werden.

Uns gegenüber im Rupee sitzt eine hübsche Dame von sechsunddreißig, ein wenig blaß, die Augen umdunkelt. Sie liest — erst das Bahnhofstreiben, dann das Bahnhofsgebäude musternd — „Neustadt an der Dosse“, und wendet sich dann mit der Frage an ihren Nachbar: „Hier ist ja wohl eine Forstakademie?“

Der Angeredete, ein behäbiger mittelalterlicher Herr, den ich kurz als einen Onkel Bräsig der Neustädter Territorien bezeichnen möchte, antwortet mit vieler Artigkeit: Nein, meine Gnädigste, die Forstakademie ist in Neustadt-Eberswalde.

Richtig, richtig, ich meinte ein Irrenhaus.

Ich bitte um Entschuldigung, das ist auch in Neustadt-Eberswalde. Aber ich dächte doch....

Ganz richtig, hier ist ein Gestüt.

Ein Gestüt?

Ja. Sehen sie dort, das ist es.

Aber mein Gott, das ist ja eine Kirche.

Verzeihung, ich meine weiter links, dort wo die Pappeln stehen.

So, so, dort. Ich danke Ihnen.

Es gibt nämlich, meine Gnädigste, wenn Sie sich für diese Dinge interessieren....

Bitte.

... ein königliches und ein Landesgestüt. Beide von berühmterucht. Mit Hilfe arabischer...

So, so. Ich danke Ihnen sehr.

Damit schloß ein Gespräch, von dem es ungesagt bleiben mag, ob es schon zu weit gediehen war, oder seine Höhe noch nicht erreicht hatte.

Der Zug rasselt inzwischen weiter. Nur der Leser und ich sind ausgestiegen, um Neustadt, an dem wir so oft vorübergefahren, endlich einmal in der Nähe kennenzulernen. Ein anmutiger Spaziergang — die Septembersonne ist schon im Sinken — führt uns auf die Stadt zu. Unterwegs von einer Brückenwölbung aus haben wir einen vorzüglichen Überblick über die gesamte Landschaft. Rechts der Häuserstreifen der Stadt, links Fabrikgebäude und Etablissements, eine langgestreckte Vorstadt, den sogenannten „Spiegelberg“ bildend, dazwischen ein Wiesengrund, inmitten dieses Grundes aber die kanalartig regulierte Dosse. Fünf Minuten später haben wir die Stadt selbst erreicht, eine einzige Straße, an die sich rechtwinklig eine kurze Aufgangsstraße lehnt. Da, wo sich beide berühren, erweitern sie sich zu einem Marktplatz, an dem die „Amtsfreiheit“ und die Kirche gelegen sind. Am äußersten Ende der Längsstraße das Gestüt. Diesem letzteren gegenüber jedoch — jener Dame im Kupee nicht unähnlich — von einer gewissen Befangenheit erfüllt, leisten wir in Nachstehendem auf einen Besuch dieser berühmten Vorbereitungsstätten unserer Kavalleriesiege Verzicht und begnügen uns damit, unsere Aufmerksamkeit auf Stadt und Vorstadt, beziehungsweise auf die Geschichte beider zu richten. Diese, wenigstens bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein, ist in wenig Zeilen erzählt:

Burg oder Schloß Neustadt gehörte 1375, wie das Landbuch Kaiser Karls IV. ausweist, dem Lippold von Bredow. Später an die Ruppiner Grafen übergehend war es zeitweilig den Quihows, den Bredows, den Rohrs verpfändet, bis es nach dem Erlöschen des gräflichen Hauses von Lindow-Ruppin (1524) dem Kurfürsten zufiel. Aber neue Pfandinhaber folgten, und erst 1584 kam es erb- und eigentümlich an Reimar von Winterfeld. Die Winterfelds besaßen es bis in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges hinein, an dessen Ende wir auf etwa ein halbes Jahrhundert hin Neustadt, in bezug auf seine Besitz-, resp. Verwaltungsverhältnisse, in eine Epoche berühmter historischer Namen eintreten sehen. Es waren dies:

Feldmarschall Graf Königsmarck von 1644 bis 1662;

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg von 1662 bis 1694;

Eberhard von Danckelmann (nicht als Besitzer, aber als kurfürstlicher Amtshauptmann) von 1694 bis 1697.

Nach dieser Zeit hörten die historischen Namen auf und „Amt Neustadt“ war ein kurfürstliches, resp. königliches Amt wie andere Ämter mehr.

Aus der Graf Königsmarckschen Epoche, trotzdem dieselbe eine so berühmte Aufschrift trägt, ist wenig zu berichten. Der Graf hat mutmaßlich seine Neustädter Besitzungen nie gesehen; er begnügte sich damit, sie durch seinen Regimentsquartiermeister Liborius Eck in allerdings mustergültiger Weise verwalten zu lassen. 1662 ging das Gut, wie schon vorstehend erwähnt, an den Hessen-Homburger Prinzen über, einen Zeitabschnitt einleitend, bei dem wir nun, zugleich auf das Leben des Prinzen Bezug nehmend, eingehender verweilen werden.

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg

Nehmt den besten Reiterhauzen,
Folgt dem Feinde, macht ihn laufen,
Aber laßt Euch nicht verleiten,
Ernstlich Euch herumzustrreiten.

Prinz Friedrich von Hessen-Homburg — dies sei voraus bemerkt, noch ehe wir ihn geboren werden lassen — war vor allem nicht der, als der er uns in dem nach ihm genannten H. v. Kleistschen Schauspielen entgegentritt. Der H. v. Kleistsche und der historische Prinz von Homburg verhalten sich zueinander wie der Goethesche und der historische Egmont. Sie waren keine Leichtfüße und keine Liebhaber, vielmehr ernste Leute von mittleren Jahren und reichem Kindersegel, dabei ebenso gute Ehemänner wie Patrioten. Prinz Friedrich von Hessen-Homburg wurde am 30. Mai 1633 geboren. Er war der zweite Sohn des Landgrafen Friedrich von Hessen, des Stifters der Homburgischen Linie. Er trat jung in schwedischen Dienst, war 1658 mit vor Kopenhagen und verlor bei dieser Belagerung ein Bein. Dasselbe wurde künstlich ersetzt, weshalb er seitdem der „Prinz mit dem silbernen Bein“ genannt wurde. Neben Götz von Berlichingen wohl der einzige Fall einer derartigen Namensgebung. Die Belagerung von Kopenhagen fiel in die glänzende Regierungszeit Karl Gustavs von Schweden, nach dessen plötzlichem Tode (1660) unser Homburger Prinz sich zurückgesetzt fühlte. Er nahm deshalb seinen Abschied, wahrscheinlich 1661.

Um ebendiese Zeit (1661) hatte er sich mit der Gräfin Margarethe Brahe, die übrigens bereits Witwe zweier Grafen Drenstierna war, vermählt und übersiedelte nach Weserlingen, einem schönen Gute im Magdeburgischen, das ihm durch seine Gemahlin zugebracht worden war. Hier von Weserlingen aus kam er an den Berliner Hof, trat in die Armee des Kurfürsten, erhielt ein Regiment und wurde später (1770) zum General der Kavallerie erhoben.

Ziemlich gleichzeitig mit seinem Eintritt in unsere Armee hatte er sich auch im Brandenburgischen ansässig gemacht und Amt Neustadt, das, wie wir wissen, seit 1644 in Händen des Grafen Hans Christoph von Königsmarck war, von ebendiesem erstanden. Dies war 1662. Er nahm nun wenigstens zeitweilig seinen Aufenthalt an dieser Stelle, und alles, was Neustadt in diesem Augenblicke ist, ist es von Prinz Friedrich von Hessen-Homburgs wegen. Er besaß es 32 Jahre, aber nur 16 Jahre lang (bis 1678) konnte er ihm seine besondere Aufmerksamkeit widmen. Dies genügte. Ja wenn dieser sechzehnjährige Zeitabschnitt noch wieder halbiert worden wäre, würde an dem Gesamtergebnisse seines Schaffens durch diese abermalige Halbierung nichts Erhebliches geändert worden sein, denn er griff so rasch und so energisch ein, daß zwei, höchstens vier Jahre nach Übernahme des Besitzes all das begonnen war, was spätere Jahrzehnte allerdings glänzender hinausführten. Auf die Initiative aber kommt es an. Ob diese in jedem Einzelfalle bei ihm selber, oder bei seiner Gemahlin der Gräfin Brahe, oder aber bei dem schon rühmlich erwähnten Amtsverwalter Liborius Eck lag, den er als einen höchst fähigen Administrator aus der Königsmarckschen Zeit her übernommen hatte, ist gleichgültig; die oberste Herrschaft gibt den Namen, und die Hessen-Homburgische Zeit ist und bleibt die große Epoche von Neustadt.

Bei Übernahme des Gutes bestand dasselbe aus 7 Bauerhöfen, einer Schmiede und einer Mühle, war also kleiner als das kleinste Dorf. Die Bewohner zahlten keine Abgaben, hatten aber Dienste auf dem Amte zu leisten. Das war das Neustadt von 1662. Zwei Jahre später (1664) bestand es bereits aus 47 Bürgerhäusern und einer Vorstadt, in der sich weitere 25 Familien niedergelassen hatten; dem Orte selbst aber war auf Antrag des rastlosen und bei Hofe einflußreichen Prinzen Stadtgerechtigkeit und das Recht, zwei Jahrmärkte abhalten zu dürfen, zugestanden worden. Das gleich-

zeitig empfangene Wappen setzte sich links aus einem Elentier, rechts aus einem springenden Löwen zusammen, wovon sich der Löwe auf den Prinzen, das Elentier (mutmaßlich) auf die Stadt bezog.

Aber bei dem bloßen Bauen und Stellenbesetzen hatte es all die Zeit über nicht sein Bewenden gehabt; durch seine ganze Tätigkeit ging ein organisatorischer Zug, der sich nicht daran genügen ließ, überhaupt etwas, sondern vor allem das praktisch Richtige zu tun. Das nächste war eine Regulierung der Dosse, die, wie noch jetzt die Spree im Spreewald, damals in zahllosen Armen durch die Dossenniederung floss. Der herrliche Wiesenstand, der auf diese Weise gewonnen wurde, leitete binnen kurzem zu einer sorgsam gepflegten Pferdezucht, also zu den Anfängen der späteren Gestüte hinüber. Der Raseneisenstein, der sich vorfand, ließ eine Eisenhütte, der reiche Holzbestand eine Glashütte entstehen; an der Dosse selbst hin aber wuchsen einerseits Schleifereien für das gewonnene Glas, andererseits Papier- und Schneidemühlen empor. Wer Kolonisierung studieren will, muß die Geschichte unserer Mark Brandenburg studieren; aber wenn die ganze Provinz nach dieser Seite hin ein lehrreiches Beispiel bietet, so bietet vielleicht Neustadt von 1662 bis 1666 wiederum das Muster unter den Musterstücken.

Das Jahr 1666 freilich schien ausersehen, die ganze Anlage wieder in Frage stellen zu sollen. Alle 47 Bürgerhäuser brannten nieder, mit ihnen das Amt, das mutmaßlich dem Prinzen als Wohnung diente; auch die prinzliche Kapelle. Eine Stadtkirche gab es noch nicht. Erhalten blieben (vorläufig) nur die vorstädtischen Fabrikbezirke am andern Ufer der Dosse, soweit von „Vorstadt“ und „Fabrikbezirken“ damals überhaupt die Rede sein konnte.

Prinz Friedrich, tapferer Soldat, der er war, ließ sich diesen Unheilstag nicht anfechten, und die niedergebrannte Stadt wurde schöner und größer wieder aufgebaut. Den Bau eines Rathauses unterließ er, aber dem Bau eines Gotteshauses wendete er seine volle Aufmerksamkeit zu. Schon 1673 konnte innerhalb der neu-entstandenen Stadt der Grundstein zur Kirche gelegt, 1686 dieselbe geweiht werden. Lange vor diesem letztgenannten Zeitpunkte jedoch hatten sich bereits Ereignisse zugetragen, zu denen — wenn auch nicht die Stadt Neustadt als solche — so doch ihr Besizer, der Prinz, in die nächsten Beziehungen getreten war. Diesen Ereignissen wenden wir uns jetzt zu.

Der Dienst, selbstverständlich, hielt den Prinzen monatelang von seinem geliebten und gepflegten Neustadt fern. War dies schon in ruhigen Zeiten der Fall, so vollends in Kriegszeiten, wie sie 1674 wieder angebrochen waren. Der Prinz befand sich (1675) mit seinem kurfürstlichen Herrn im Elsaß, dann in Franken, allwo am 18. Mai im Lager vor Schweinfurt die Nachricht vom Einfall der Schweden in die Mark Brandenburg eintraf. Der Kurfürst hatte es eilig. Mit ihm brach unser Prinz auf, war am 11. Juni in Magdeburg, am 14. vor Rathenow und nahm von hier aus nach Erstürmung dieser Stadt durch Derfflinger an jener berühmt gewordenen Verfolgung teil, die den Schweden schon am 16. und 17. in verschiedenen Avantgardengefechten so erhebliche Opfer auferlegte. Am 17. waren die verfolgenden Brandenburger bis Rauen gekommen. Von hier aus schrieb unser Prinz, dem für den nächsten Tag eine so bedeutende Rolle vorbehalten war, an seine Gemahlin den folgenden Brief:

„Meine Engelsdicke¹, wir seint braff auf der jacht mit den Herren Schweden, sie seint hier beim passe Rauen diesen morgen übergegangen, mußten aber bei 200 Todten zurückelassen von der arrierguarde; jenseits haben wir bei Fer-Berlin alle brücken abgebrant und alle übriche paesse so besetzt, das sie nun nicht aus dem Lande wieder können. sobald unsere infanteri kombt, soll, ob Gott wolle, die ganze armada dran. Der Feldherr (nämlich Karl Gustav Wrangel) war mit 3000 Mann in Havelberg, wollte die Brücke über die Elbe machen lassen, aber nun ist er von der armada abgeschnitten und gehet über Hals und Kopf über Rupin nach pomern; sein Bruder (der schwedische General Waldemar Wrangel nämlich) commandirt diese 12,000 mann. wo keine sonderbare straff Gottes über uns kombt, soll keiner davon kommen, wir haben dem Feind schon über 600 todtgemacht und über 600 Gefangene. Heute hat Henning wohl 150 pferth geschlagen, und gehet alleweil Lüttique mit 1500 Mann dem Feindt in ricken. morgen frihe wer-

¹ Die Dame, die hier in so gewinnender Weise angedet wird, war seine zweite Gemahlin, eine geborene Prinzessin von Kurland, mit der er sich, nach dem 1669 erfolgten Tode der Gräfin Brahe, im Jahre 1672 vermählt hatte. Diese zweite Gemahlin starb 1690. Er vermählte sich dann 1692 zum drittenmal, und zwar mit Gräfin Sibylle von Leiningen. Diese überlebte ihn.

den sie ihnen den 1. morgensegen singen. wir haben noch kein 60 mann verlohren, und unsere leute fechten als lewen. — in zwei Tagen haben wir unsere infanterie und morgen den Fürsten von Anhalt mit 4000 mann, die Kayserlichen werden alle Tage erwartet mit 8000 mann. dann gehen wir gerath in pommern, und wenn die battaglie vorbei, gehe ich nach Schwalbach, habe schon Urlaub. — adieu, mein Engel, dein trewer Mann und diner sterb ich.

Friedrich L. 3. Hessen.“

„Ich kann wegen affaires unmöglich mehr schreiben.“

Nichts kann uns eine bessere Vorstellung geben von der Stimmung, welche im brandenburgischen Heere herrschte, zumal auch von der des Prinzen selbst, der nunmehr auf vierundzwanzig Stunden in die vorderste Linie tritt. Am folgenden Tage, am „Tage von Fehrbellin“, führte er die Avantgarde, hing sich mit dieser an die Schweden, brachte sie zum Stehen und wurde so die vorzüglichste Ursache zum Siege über dieselben. Verfuhr er anders, so entkam der Feind. Er selber hat über diese glänzende Aktion am Tage darauf (19.) von Fehrbellin aus abermals in einem Briefe an seine „Engelsdicke“ berichtet. Der Brief lautet:

„Allerliebste Frawel!

Ich sage nun E. L. hiermit, das ich gester morgen mit einichen Tausent mann in die advanquart commandiret gewesen, auff des Feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des Morgens gegen 6 Uhr des Feindtes ganzer armé ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich mußte in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange auffhielte, bis mir J. Dl. der Churfürst mit seiner ganzen Cavallerie zu Hülffe kam. sobalten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andere ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regimentern secontirte. Da ging es recht lustig ein stundte 4 oder 5 zu, bis entlichen nach langem Gefechte die Feindte weichen mußten, und verfolgten wir sie von Linum bis Fer-Berlin, und ist wohl nicht viel mehr gehört worden, daß eine formirte armee, mit einer starken infanterie und canonen so wohl versehen, von bloßer Ca-

vallerie und tragonern ist geschlagen worden. es hülte anfänglich sehr hart; wie dann meine Vortruppen zum zweidten mahl braff gehezet wurden, wie noch des anhaltische und mehr andere regimenter, wie wir denn entlichen so vigouusement drauff gingen, des uns der Feind le champ de battaglia malgré hat lassen, und sich in den passe Fer-Berlin retiriren muste, mit Verlust (von) mehr als 2000 Todten ohne die plessirten. ich habe, ohne die zweitausend im Vortrupp commandirten, mehr als 6 oder 8 escatronen angeführet. zuweilen must ich lauffen, zuweilen machte ich laufen, bin aber diesemahl Gottlob ohn plessirt davongekommen. auf schwedischer seiten ist gebliben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr. Liet. Malzan von General Dalwichens (Regiment) und wie sie sagen noch gar viele hohe oficirer, Dalwig ist durch die achsel geschossen, und sehr viele hart plessirt. auf unser seiten wurde mir der ehrliche Obrist Mörner an der Seiten knall und falle todt geschossen, der ehrliche Frobenius todt mit einem stücke, kein schrit vom Kurfürsten. Strauß mit 5 Schossen plessirt; Major Schlappendorf blib diesen Morgen vor Ferberlin; — es ging sehr hart zu, da wir gegen die biquen Compani fechten musten, ich bin eglische mahl ganz umringet gewesen, Gott hat mir doch allemahl wider drauff geholfen, und wehren alle unsere stücke und der Feld-Marschall selbst Verlohren gewesen, wenn ich nicht en personne secundiret hette; darüber denn der retliche Mörner blieb. Hetten wir unsere infanterie bey uns gehabt, solte kein mann von der gangen armée davon gekommen sein, es ist jeko eine solche schreckliche terreur panique unter der schwedischen Arme, das sie auch nur braff lauffen können. — nachdeme alles nun vorbey gewesen, haben wir auff der Walsstett, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht; der Herzog von Hannover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen, und ich halte darvon, weilen die schweden nun so eine harte schlappe bekommen, er werdte sich eines besseren bedenden; Wangelin, der durch Ubergab von Ratenu viel daran schuldig ist, dörfste grose Verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lassen mus; gegeben im Feldlager bei Fer-Berlin den 19. Juni 1675.“

Dieser Brief, wie der vorige, ist nicht nur bezeichnend für die Frische und Anspruchslosigkeit des Schreibers, er ist auch historisch

wichtig, weil er die älteren Berichte über diese Schlacht, wie sie sich im Theatrum Europaeum, im Pufendorf usw. finden, bestätigt und die erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auftretende Sage von Insubordination, kurfürstlichem Zorn und Kriegsgericht aufs evidenteste widerlegt. „Wir haben uns nachher recht lustig auf der Wahlstatt gemacht.“ Diese Worte des Briefes passen schlecht zu einem angebrohten Kriegsgericht. Nicht Angeklagter, wohl aber Kläger scheint er später gewesen zu sein, wenigstens finden wir in einem Briefe, den seine Schwägerin am 19. Oktober 1675 an den Grafen von Schwerin schreibt, folgende Stelle: „dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt, vor dem das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt, die Pferde, die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten.“

Alle diese Verstimmungen können aber nicht ernster Art gewesen sein. 1676 sehen wir den Prinzen aufs neue mit seinem kurfürstlichen Herrn im Felde, und nachdem er sich bei der Eroberung von Pommern abermals ausgezeichnet hat, erhält er von ihm die erledigten Wachtmeisterschen und Rheinschildischen Lehne als ein Geschenk.

Der Verwaltung dieser aber, wie auch der seines vielgeliebten „Amtes Neustadt“ konnte er sich von da ab nicht mehr unterziehen. Zwei Jahre später schon (1678) fiel ihm, nach dem Ableben seines Bruders Wilhelm, die Grafschaft Hessen-Homburg zu; er war nunmehr regierender Fürst. Größeres lag ihm ob, und das Kleinere, das so viele Jahre lang der Gegenstand seiner Freude und seiner Sorge gewesen war, mußte daneben zurückstehen. Die Administration der nahezu achtzig Meilen von seinem eigentlichen Besitze abgelegenen märkischen Güter wurde immer schwieriger, und so mußte er denn schließlich bereit sein, nachdem er übrigens noch 1679 Amt Neustadt durch Ankauf des Luderitzschen Rittergutes Dreeß erweitert hatte, besagtes Amt an den Kurfürsten Friedrich III. käuflich abzutreten. Dies war 1694.

Was er aber bis dahin gegründet hatte — fast mit alleiniger Ausnahme des Eisenwerks, das sich nicht als rentabel erwies — lebte fort bis in unser Jahrhundert hinein und prosperiert zum Teil bis diese Stunde noch. Überall hatte er das Richtige getroffen, das den Bedingungen entsprach, die er vorfand.

Er starb 1708.

Eberhard von Danckelmann

Zu spät, zu spät liebe Lady mein,
Es ist nicht mehr, wie sonst es war,
Meine Feinde gelten bei Hofe jetzt.
Alte Ballade

1694 war Neustadt wieder ein kurfürstliches Amt geworden, was es schon einmal, und zwar von 1524 bis 1584, in welchem letzteren Jahre es an Reimar von Winterfeld kam, gewesen war. Zum Amtshauptmann wurde Eberhard von Danckelmann bestellt.

Ein Lebensbild dieses hervorragenden Mannes zu geben, kann an dieser Stelle nicht meine Aufgabe sein. Nur eine Skizze.

Christoph Balthasar Eberhard von Danckelmann wurde am 23. November 1643 zu Lingen geboren. Er war der in der Mitte stehende (vierte) von sieben Brüdern, die sich sämtlich im Staatsdienste auszeichneten, weshalb einem etwa um 1690 angefertigten Bildnis des Vaters dieser Sieben die lateinische Unterschrift gegeben wurde:

Integra miretur Sapientes Graecia septem,
Hic uni videas tot bona rara Patri.

Der bekannte Oberzeremonienmeister und Hofpoet von Besser beglückwünschte später (1694) in einem Lob- und Huldigungsgedicht² auf Eberhard von Danckelmann ebenfalls den Vater desselben und wußte bei dieser Gelegenheit den Inhalt obigen lateinischen Verses geschickt in seine Dichtung hineinzuverweben.

Dein Vater hatte mehr, als viel' verlangen könnten,
Er hatte sieben Söhn' und alle bei dem Staat,
Drei sind Geheime Rät' und drei sind Präsidenten,
Des allerjüngsten Amt ist Kanzler sein und Rat.

² Dies Gedicht, aus dem wir auch noch weiterhin einige Strophen zitieren werden, ist bei allem Steifen und Prosaischen, das dem Alexandriner und speziell den Alexandrinern eines Hofpoeten anhaftet, doch merkwürdig gut und hat Stellen — wenn auch nicht gerade die im Text zunächst folgende — um die mancher Poet heutzutage den Herrn von Besser beneiden könnte.

Gewiß, wer dieses sieht, kann sicher von ihm preisen,
 Was jener von ihm schrieb in kräftigem Latein:
 „Das ganze Griechenland hat seine sieben Weisen,
 An seinen Söhnen hat sie Danckelmann allein.“

So viel vorgreifend, über das „Siebengestirn“. Wir kehren zu unsrem Eberhard von Danckelmann und unsrer biographischen Skizze zurück.

Von früh auf war er ausgezeichnet. In seinem zwölften Jahre doktorierte er in Utrecht und sprach über das schwierige Thema de Jure Emphyteusis, was ein solches Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt machte, daß Beglückwünschungsschreiben von andern gelehrten Schulen eintrafen. Später reiste er und machte sich die wichtigsten Sprachen, Französisch, Englisch, Spanisch und Italienisch zu eigen. Von Besser drückt sich über diese Tatsache, der zunächst (1663) die Ernennung Danckelmans zum Direktor studiorum oder Ephorus beim Markgrafen späteren Kurprinzen Friedrich gefolgt war, wie folgt aus:

Du sahest und durchzogst die wichtigsten Provinzen,
 Und so, daß dein Verstand das Beste mit sich nahm, —
 Mit diesem Subehör kamst du zu deinem Prinzen,
 Bevor er aus der Hand des Frauenzimmers kam.

Das „Frauenzimmer“ war natürlich die Gouvernante. Danckelmann bewährte sich in seiner Stellung als Prinzenenerzieher. Er zeigte nicht nur Wissen sondern auch besondere Feinheit des Geistes. Von Besser drückt dies vortrefflich dahin aus:

Wer Prinzen Lehren gibt, polieret zarte Spiegel,
 Drin, wer den Spiegel schleift, sein eigen Bildnis sieht.

1665 erfolgte seine Ernennung zum Titular-, 1669 zum Halberstädtischen, 1676 zum Cleveschen Geheimen Regierungsrat, Stellungen, die ihn wenigstens zeitweilig vom Berliner Hofe entfernen mußten. Aber nicht auf lange. 1679 inzwischen zum Geheimen Kammer- und Lehnsrat aufgestiegen, sehen wir ihn bereits wieder an der Seite des spätern Kurprinzen, dem er in eben diesem Jahre einen Beweis besonderer Treue und Anhänglichkeit zu geben vermochte. Er rettete den Prinzen nämlich bei einer tödlichen Krankheit, welche den letzteren im Winterfeldzuge 1679 in Preußen be-

fiel. In einem interessanten Flugblatt, das den Titel führt: „Fall und Ungnade zweier Ersten-Staatsminister des königlich preussischen Hofes (Dankelmann und Wartenberg), Köln bei Peter Marteau 1712“ finde ich darüber folgendes: „Als des Kurprinzen Leben wegen eines schweren Sticflusses in höchster Gefahr war, und während die Leibmedici sich nicht vergleichen konnten über die Arznei, die dem Patienten gegeben werden sollte, hat Dankelmann ihm dasselbe durch ein gewagtes Aderlassen erhalten, wie schon alle Sinne verloren waren, und hat sich also aus Liebe für seinen Prinzen in eine große Verantwortung gesetzt.“ So jenes Flugblatt. Dankelmann bewährte sich auch anderweitig: er opferte dem Kurprinzen sein Vermögen, und zwar „zu solcher Zeit, da sein Herr noch nicht auf dem kurfürstlichen Throne war, vielmehr durch allerhand Intrigues von dem Hofe ferngehalten, eines solchen Vorschubes höchst benöthigt war“.

1688, als der Kurprinz seinem Vater, dem Großen Kurfürsten, in der Regierung folgte, wurde Dankelmann zum Geheimen Staats- und Kriegsrat ernannt und ihm fast unumschränkt das Steuer der Regierung überlassen. Er verfolgte eine kluge, feste, von Erfolg gekrönte Politik, und seine Stelle ist zu Lebzeiten Friedrichs I. nicht wieder ausgefüllt worden. Daß er dem Kurfürsten abgeraten habe, sich zum Könige zu erheben, ist längst widerlegt; er arbeitete vielmehr mit aller Kraft zu diesem Ziele hin.

1695, in welchem Jahre er zum Premierminister und Oberpräsidenten ernannt worden war, stand er auf seiner Höhe; den ihm seitens des Kaisers Leopold angebotenen Grafentitel hatte er abgelehnt und nur den eines Freiherrn schließlich angenommen; immer mehr jedoch begann sein Leben jener Schilderung zu entsprechen, die von Besser in seinem mehrerwähnten Lobgedicht schon das Jahr zuvor davon entworfen hatte:

Es liegt die ganze Last und aller Amler Bürde
Nach deinem Herrn auf dir, der dich damit beschwert;
Man neide nicht zu sehr die dir vertraute Würde,
Du bist, wer es bedenkt, mehr des Bedauerns wert.

Ihn selbst begleitete dies Gefühl beständig. Allezeit bemüht, durch Zurückweisung erneuter Ehren sich dem Haß der Höflinge zu entziehen, geschah schließlich doch, was ihm eine Vorahnung von

Anfang an gesagt hatte: Neid und Intrige gewannen die Oberhand. Dem drohenden Sturze auszuweichen, bat er selbst um seine Demission, die ihm auch unterm 22. November 1697 gegeben wurde.

Er zog sich nach Neustadt a. D., zu dessen Amtshauptmann er 1694, nach andern Angaben erst 1696, ernannt worden war, zurück, wo er nunmehr Tage der Ruhe zu finden hoffte. Aber die Bosheit seiner Feinde war nicht erschöpft. In Sorge, daß er aus seiner selbstgewählten Verbannung jeden Augenblick wieder in ihrer Mitte erscheinen könne, erfand man die Beschuldigung gegen ihn, mit fremden Potentaten eine nicht zulässige Korrespondenz geführt zu haben, und auf diesen Argwohn hin wurde er am 10. Dezember 1697 in Neustadt festgenommen. Die später gegen ihn ausgearbeitete Prozeßschrift bestand aus 109, nach anderer Angabe sogar aus 290 Anklagepunkten. Man führte ihn von Neustadt nach Spandau, dann zwei Monate später nach Peitz. „Dabei — so heißt es in unserem mehrzitierten Flugblatt — blieb es übrigens nicht, man nahm ihm auch alle seine Güter. Endlich gegen Ausgang des Jahres 1707, als dem Kronprinzen (dem spätern König Fr. W. I.) der erste Sohn geboren wurde, wurde er in Freiheit gesetzt mit der Ehre oder vielmehr mit der Schande, unter den Delinquenten voran zu stehen, denen die Solennität dieser Geburt (eines Prinzen) die Gefängnisse geöffnet hatte. Ubrigens war seine Freiheit so eingeschränket, daß er weniger einem freien Menschen als einem Gefangenen glich, der seine Ketten mit sich schleppet und nicht aus dem Gesicht gelassen wird. Nur in dem kleinen Bezirk von Cottbus durfte er sich sehen lassen und spazieren gehn.“

So gingen die Dinge bis 1713. Unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms I. wurde Danckelmann freigegeben und durch den König nach Berlin berufen. Dieser benutzte vielfach seinen Rat, gab ihm aber sein Vermögen nicht zurück. Danckelmann starb 1722 im 80. Lebensjahre.

Seine Erscheinung und seinen Charakter finden wir in der bei Peter Marteau erschienenen Broschüre wie folgt beschrieben: „Danckelmann war von einer großen Taille, etwas corpulent, aber allezeit von gutem Ansehen. Sein Geist hatte den Stempel des Bedeutenden; er war gediegen, zuverlässig, scharfsinnig, mit einem guten Judicio begabt, durch gute Studia, sowie durch vieljährige Erfah-

rung bei Hofe, große Affairen und unermüdlischen Fleiß ausgebildet. Hervorragend wie seine Klugheit war seine Redlichkeit, die ihn jederzeit nur auf das allgemeine Beste und das Interesse seines Herrn bedacht machte. Er trennte das Eine nicht von dem Andern. Solche allzu aufrichtige Sitten, ein etwas allzu ernsthafter Humeur (er soll nie gelacht haben) und allzustrenge Formen waren nicht bequem, einen guten Hofmann zu machen. Er wollte lieber dem Fürsten Instruction geben, indem er ihm die Wahrheit sagte, als ihm schmeicheln, indem er ihm die Wahrheit verhehlte; er wollte lieber den Calumnien seiner Neider sich unterwerfen und dabei seine Schuldigkeit thun, als dem Fürsten gefallen und ihn danach verrathen.“

So die P. Marteausche Broschüre. Es stimmen damit durchaus die von Besserschen Verse:

Was fordert man von dir? Verlanget man Geblüte?
 Du hast ein alt Geblüt; verlanget man Gestalt?
 Du hast sie und noch mehr, du hast auch ein Gemüte,
 Das mehr zu schätzen ist, als Ansehn und Gewalt.
 Verlangt man Wissenschaft? In dir sind alle Künste;
 Verlangt man Tugenden? Wer kennt nicht deine Treu?
 Wer nicht dein edles Herz entfernt vom Gewinste,
 Wie groß, wie unverzagt, wie standhaft solches sei³.

Nach diesem Versuch einer kurzen Charakteristik erübrigt uns nur noch, unter Hinzufügung einiger weniger Züge zu rekapitulieren,

³ An solchen Stellen ist das Bessersche Gedicht reich, da es den biographisch-erzählenden Teil beständig mit Urteilen begleitet, die ihrer Form nach panegyrisch und höfisch nichtsdestoweniger den Eindruck des Ueberzeugungsvollen machen. Einige dieser Sentenzen, wie ich nur wiederholen kann, sind nicht ohne Feinheit. So beispielsweise:

Du bist den Ketten gleich in wohlbestellten Uhren,
 Durch die von innen her die Feder alles treibt,
 Man sieht nicht ihren Gang, doch zeigen ihre Spuren,
 Daß jedes Rad durch sie in seiner Ordnung bleibt.

Und an anderer Stelle:

Und hierzu seh'n wir noch dein emsiges Bemühen,
 Den Mut und den Bestand, den keine Not bewegt,
 Dein Kranich ist ein Bild deß, was du kannst vollziehen,
 Der stehend einen Stein in deinem Wappen trägt.

inwieweit Danckelmann in Beziehung zu Neustadt trat. Es ergibt sich dabei Nachstehendes:

1694 wurde Neustadt, wie weiter oben erzählt, seitens des Kurfürsten erworben. Danckelmann wurde zum Amtshauptmann bestellt. Es scheint, daß der Ankauf überhaupt nur erfolgte, um eine neue, einträgliche Stellung für ihn zu kreieren. Wir finden nämlich in der Schrift von 1712, die ich dieser Skizze vorzugsweise zugrunde gelegt habe, folgende Stelle: „Den Ankauf der Grafschaft Spiegelberg, womit der Kurfürst ihn begnadigen wollte, suchte er zu hintertreiben.“

Da es eine „Grafschaft“ Spiegelberg nirgends gibt, so ist hier selbstverständlich jene Neustädter Fabrik- und Spiegelmanufakturvorstadt gemeint, die bis diesen Tag den Namen Spiegelberg führt.

Daß Danckelmann, so lange ihn die Fülle seiner Ämter — er war auch Erbpostmeister geworden — in Berlin festhielt, oft und andauernd in Neustadt verweilt habe, läßt sich nicht annehmen; andererseits ist es unzweifelhaft, daß er mit der ihm eigenen Umsicht alle dortigen Unternehmungen, die seit dem Ausscheiden des Prinzen von Hessen-Homburg (1678) etwas ins Stocken geraten waren, wieder in Fluß brachte. Die reichen Mittel, über die er teils persönlich, teils seiner hohen Stellung nach verfügte, erleichterten ihm dies. Besonders scheint er sich auch an Vollendung und Ausschmückung der, wie wir wissen, 1673 begonnenen und 1686 eingeweihten Kirche beteiligt zu haben. So finde ich im Bratring: „Erst 1696 wurde der innere Ausbau der Kirche durch den Amtshauptmann von Danckelmann beendet.“

Schon damals mochte der Wunsch in ihm lebendig sein, sich je eher je lieber aus den Kabalen des Hofes heraus an diese stille, wiesengrüne Stelle zurückzuziehen, die ihn auch landschaftlich an die Tage seiner Jugend, an Lingen und Cleve erinnern durfte, und so werden wir kaum irregehen, wenn wir ihn in jenem letzten kurzen Zeitabschnitte, der dem Einreichen beziehungsweise der Annahme seiner Demission unmittelbar vorausging, bereits innerhalb seiner Amtshauptmannschaft vermuten. Jedenfalls erfolgte, wie schon hervorgehoben, am 10. Dezember 1697 seine Verhaftung in Neustadt.

Von jenem 10. Dezember an, wo man Danckelmann vom Amte Neustadt aus nach Spandau führte, war es hier mit der histo-

rischen Zeit vorbei. Treffliche Kräfte erwiesen sich auch fürderhin noch wirksam, Kräfte die das Amt zu hohem Ansehn und hoher Ertragsfähigkeit brachten; aber kein Name wie die drei vorgenannten: Königsmarck, Prinz von Hessen-Homburg, Danckelmann, war unter ihnen. Blicken wir zum Schluß noch auf einiges, was der Stadt aus ihrer historischen Zeit her geblieben ist.

Die Amtsfreiheit

an dem Knie gelegen, wo die vom Bahnhof kommende Straße in die Hauptstraße einmündet, ist dieselbe Lokalität, wo sich früher das Amt befand; wie weit dies „früher“ zurückreicht, ob bis auf die Prinz-von-Hessen-Homburg- und Danckelmann-Zeiten ist fraglich. Gewiß ist nur, daß sich das um 1787 von Neustadt nach dem benachbarten Dorfe Dreeß verlegte Amt in dem ebengenannten Jahre, wie auch wahrscheinlich mehrere Jahrzehnte früher schon, an dieser Amtsfreiheitsstelle befand. Was sich bis diese Stunde noch an Baulichkeiten auf der „Amtsfreiheit“ vorfindet, repräsentiert einen leidlich modernen Privatbesitz, dem mit Ausnahme zweier prächtiger alter Bäume, Kastanie und Linde, die die Auffahrt bewachen, jeder Hauch von Historischem fehlt.

Die Kirche,

die sich fast in Front der Amtsfreiheit auf dem triangelförmigen Marktplatz der Stadt erhebt, ist eine Kuppelkirche und stellt in ihrem Grundriß ein kurzes griechisches Kreuz dar. Sie ist sauber von außen und innen, womit erschöpft ist, was sich zum Lobe dieses Gotteshauses sagen läßt. In den vier abgestumpften Ecken des Kreuzes erheben sich die vier Fenster der Kirche, hoch, lichtvoll, langweilig, alles von jener Symmetrie, die mehr durch Mächtigkeit stört, als durch Übersichtlichkeit erbaut. Im östlichen Kreuzstück der Altar, im nördlichen die Kanzel, und beiden gegenüber zwei Emporen, in die sich, wenn ich recht berichtet bin, die Honoratioren der Stadt und die Beamten des Gestüts gewissenhaft teilen. Das letztere tritt uns hier noch einmal in seiner ganzen Distinguirtheit entgegen, denn es trägt unterhalb seines Chors ein großes vielfeldriges Wappen, das mir seitens meines Führers ohne langes Besinnen als das „Gestüts-Wappen“ bezeichnet wurde. Es ist aber nur das preußische. Die an gleicher Stelle befindliche In-

schrift ist von relativer Wichtigkeit, insoweit sie uns positive Anhaltspunkte für die Geschichte der Stadt und dieser Kirche gibt. Sie lautet: „Anno 1666 hat das Feuer durch Gottes Schickung das Schloß, Kirche und Stadt allhier verzehrt und unter der hochlöblichen Regierung des Durchlauchtigen Kurfürsten und Herrn, Herrn Friedrich Wilhelm, Markgraf zu Brandenburg, hat der Durchlauchtige Fürst und Herr, Herr Friedrich, Landgraf zu Hessen-Homburg, Anno 1673 diese neue Kirche zu bauen angefangen. Anno 1686 ist abermal der neuste Teil der Stadt in Feuer aufgegangen; jedoch ist noch in demselben Jahre die Kirche von Johannes Michael Helmich, Pfarrer allhier, eingeweiht worden. 1694 hat der Durchlauchtige und Großmächtigste Kurfürst und Herr, Herr Friedrich III., das ganze Amt erhandelt und seine Exzellenz Oberpräsident Freiherr Eberhard von Danckelmann als Amtshauptmann darin bestellt, welcher Anno 1696 den ganzen Kirchenbau zu Ende bringen läßt.“

Der „Spiegelberg“,

dem wir uns zuletzt zuwenden, ist, wie schon an mehreren Stellen dieses Kapitels in Kürze hervorgehoben, eine reizend gelegene Vorstadt am andern Ufer der Dosse. Hier war es mutmaßlich, wo der Prinz von Hessen-Homburg jene eingangs erwähnten fünfundzwanzig Familien ansiedelte, die berufen waren, das bis dahin kaum über ein Dorfansehen hinausgewachsene Neustadt in einen Fabrikort umzuwandeln. Der Prinz war der Mann der Initiative; aber wir werden seinen Verdiensten nicht zu nahe treten, wenn wir auch an dieser Stelle wieder die Vermutung aussprechen, daß erst etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts all das von ihm Gepflanzte auch wirklich reichliche Früchte trug. Die Neustädter Glasindustrie hatte um die obengenannte Zeit ein Ansehen gewonnen; besonders seine Spiegel bildeten einen nicht unerheblichen Exportartikel.

Was sich jetzt noch von Gebäuden, großen und kleinen, dem Auge darbietet, gehört nicht der Epoche des „Landgrafen“ sondern sehr wahrscheinlich den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms I. an; wenigstens scheint die Bauweise, die man in Kürze als eine kümmerliche Nachahmung der holländischen bezeichnen kann, darauf hinzuweisen. Die Glasschmelze, vor allem das Langhaus

(alles Fachwerk) darin die Spiegelplatten belegt wurden, sie wirken wie bloße Schuppen, denen man bemüht gewesen ist, mittelst roten Anstrichs ein etwas höheres Ansehn zu geben, dadurch an die Soldatenwesten von damals erinnernd, die gar keine Westen waren sondern nur ein angenähter Tuchlappen. Am meisten tritt einem diese Dürftigkeit an dem hier errichteten reformierten Betsaal entgegen, der dasselbe Fachwerk, dieselbe rote Lünche zeigt, und seine Bestimmung durch nichts anderes andeutet als durch einen Dachreiter in Form eines aus Schindeln zusammengeklebten Schilderhauses. Zu Häupten desselben ein Glöckchen.



Das Ganze fiel uns auf, wenn auch nur durch seine Wunderlichkeit. Wir traten dicht an die unverhältnismäßig hohen, aber aus kleinen grünen Scheiben zusammengesetzten Fenster heran und sahen in den Betsaal hinein, der neben einem Katheder nur noch aus sechs Banken- und sechs Pultreihen bestand. Auf den Pulten lagen viele Gesangbücher, mehr als ein Duzend, aufgeschlagen, als habe eben eine Gemeinde diesen Betsaal verlassen. Und doch waren es drei Jahre, seit man sich hier zum letzten Male versammelt hatte. Es berührte mich spukhaft wie ein angerichtetes Mahl, das jahraus jahrein seiner Gäste harret, oder wie die leise Musik in halbverfallenen Schlössern, drin Geigen unsichtbar zum Tanze spielen. Aber kein Tänzer kommt.

Wusterhausen a. D.

Kleine Städte aufzufinden
Städte, die in wenig Jahren
Werden ganz und gar verschwinden,
Treib's mich über Land zu fahren; . .
Sind sie auch nicht schön geliebt,
Schön ist immer, was wir lieben.

G. Hefel

Von Neustadt a. D. bis Wusterhausen a. D. ist nur ein Schritt. Die mißliebigen Anklänge, die für alles, was Wusterhausen heißt, hierin liegen mögen, sind nicht ernsthaft gemeint und können es nicht sein, da das gegenseitige Verhältnis beider Städte in dem bekannten: „Rosencranz und Guldenstern — Guldenstern und Rosencranz“ längst seinen mustergültigen Ausdruck gefunden hat. In der That sie sind Zwillinge, Dosse-Brüder, und einander so ähnlich wie die Ribitzeier, die sich am Fluß hin in dem Röhricht ihrer beiderseitigen Feldmarken vorfinden. Wenn ich durch diese Ähnlichkeits-erklärung anstoße, so geschieht wenigstens nichts, was ich nicht erwartete; ich kenne die Eitelkeiten des Menschenherzens, das dasselbe bleibt, ob es einzeln oder als Kollektivum schlägt. Es wird mir also ergehen wie denen, die zu einem unschönen Menschen sagen: „Wie ähnlich Sie Ihrem Herrn Bruder sehen.“ Man darf sicher sein, mit Hilfe solchen Satzes, sich auf einen Schlag zwei Feinde geschaffen zu haben.

Wusterhausen, auch darin wie Neustadt, besteht aus einer Haupt- und einer Nebenstraße, die indessen hier keinen einfachen Haken  sondern etwa eine Form wie diese  bilden. Da wo beide Straßen sich treffen, erweitern sie sich ganz wie in Neustadt zu einem platzartigen Mittelpunkt, der neben einer Anzahl gleichgültiger Häuser auch die steinerne Historie Wusterhausens, die Kirche trägt. Wir kommen darauf zurück. Seine geschriebene Historie ging in verschiedenen Rathausbränden verloren. Was diesen Bränden zum Troß übriggeblieben ist, ergibt einen Unterschied zwischen den beiden Dossstädten, der allerdings zuungunsten Wusterhausens ausfällt. Dieses letztere hat nichts aufzuweisen, was sich der großen Epoche Neustadts von 1644 bis 1697 an die Seite stellen ließe, keinen Königsmarck, keinen Prinzen von Hessen-Homburg, keinen Danckelmann, überhaupt keine Männer, die den jungen Staat, sei es auf dem Schlachtfelde oder sei es auf dem Parkett, mit aufbauen

halfen. Was da ist, ist Kleinkram; nur mitunter blüht es auf, aber unsicher wie fernes Wetterleuchten.

Die Historie Wusterhausens ist schnell erzählt. Im 12. und 13. Jahrhundert gehörte es den Plothos, deren Burg vor dem Kyriker Tore stand. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Ruinen derselben erkennbar; jetzt nur noch der „Burgwall“. Außer diesem Überbleibsel erinnert nichts mehr als das Wappen der Stadt an diese frühesten historische Zeit: die Plothosche Lilie durch den märkischen Adler halbiert. Schon Mitte, spätestens ausgangs des 13. Jahrhunderts ging Wusterhausen an die Markgrafen über, wurde also Immediatstadt und blieb es. Um 1360 etwa, wenn auch freilich unverbürgt, trat unsere ehemalige Plothostadt in Beziehungen zu Lübeck und der Hansa, und wie stark die Zweifel sein mögen, die sich an diese Überlieferung knüpfen, so entzückt es doch meine Phantasie, mir Wusterhausen zu denken, wie es mit einem Sechszehntelanteil am Bug eines Orlogschiffes steht und dem König Waldemar samt dem ganzen Norden Gesetze vorschreibt. Fünfzig Jahre später sehen wir unsere Doffestadt abermals an der Grenze hoher Politik, aber wiederum unverbürgt und wiederum ein Schatten nur. „Die Wusterhäufener verbinden sich nächstlicherweil mit den Quikows gegen die Bredows“ oder vielleicht auch umgekehrt, eine Überschrift so rühmlich und so verlockend fast wie der vorerwähnte Anteil am Hansasieg, aber wiederum von dem niederschlagenden Worte begleitet: „Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.“ Und dieser Nebelstreif der Historie, er wird mehr und mehr zu dunkelster Nacht, aus der es nur alle hundert Jahre einmal aufleuchtet, wenn das mit Regelmäßigkeit wiederkehrende Feuer die ganze oder die halbe Stadt in Asche legt. 1758 brannte „durch unvorsichtiges Tabakrauchen eines Bürgers“ das Rathaus nieder. Mit ihm, wie schon angedeutet, die Archive. Übrig aus diesen Verheerungen blieben nur zwei Gebäude, die noch imstande sind, uns von dem alten Wusterhausen zu erzählen: die Peter-Pauls-Kirche inmitten der Stadt und das Heilige-Geist-Hospital am Wildberger Tore. Beiden wenden wir uns in Nachstehendem zu.

Die Peter-Pauls-Kirche

Die Kirche St. Petri und Pauli ist ein gotischer Bau aus dem Jahre 1474; so dürfen wir aus einer Zahlenangabe schließen, die

sich links über dem Altar an der Decke des hohen Chores befindet. Sehr wahrscheinlich, daß lange vor 1474 ein romanischer oder frühgotischer Bau an eben dieser Stelle stand. Wie die Kirche gegenwärtig sich präsentiert, überrascht sie — nach Art aller ähnlichen Bauten, die wir in kleinen märkischen Städten finden — durch ihre vergleichsweise Bedeutung. Es geziemt sich, der Phrase vom „finsternen Mittelalter“ gegenüber, dies immer wieder hervorzuheben. Während wir jetzt — so zum Beispiel in Berlin — Gemeinden von 40 000 Seelen haben, die es nur mühevoll zu einer Kapelle bringen konnten, schufen damals Gemeinden von kaum einem halben Tausend Seelen Kirchen wie diese, Kirchen, die auch jetzt noch trotz aller Verstümmelungen und Beraubungen, die sie erfuhren, durch ein gewisses Maß von Schönheit und Reichtum überraschen. Kirchen bauen und Kirchen schmücken, lag eben damals in der Luft, und auch unsre Peter-Pauls-Kirche in Wusterhausen durfte Nutzen aus der allgemeinen Strömung ziehen. Freilich, wie schon angedeutet, sind nur Reste alten Glanzes auf uns gekommen. Statt an zwölf Altären (von denen noch die Namen existieren) wird nur noch an einem gebetet; die Holzskulpturen sind zerstört, die Grabsteine zu Türschwelen geworden; der hohe Turm ist niedergebrannt, und eine einfache Ziegelskappe überragt kaum mannhoch noch das eigentliche Kirchendach; aber wie kümmerlich diese Rudera sein mögen, sie sind gerade ausreichend noch, um uns erkennen oder ahnen zu lassen, was hier einstens war.

Die Holzskulpturen. Zu jeder Seite des hohen Chors befinden sich acht eichenholzgeschnitzte Chorstühle, die früher ganz ersichtlich ebensoviele kleine Baldachine oder schmale, aneinandergesetzte und in ihrer Gesamtheit einen gotischen Schirm herstellende Holzfelder getragen haben müssen. Dieser gotische Schirm fehlt jetzt bis auf vier Seitenfelder, die hüben und drüben die Reihe der Chorstühle derart flankieren, daß der jedesmal zuoberst und zuunterst Sitzende seinen Kopf seitwärts an ein solches Holzfeld anlehnen kann. Alle vier Holzfelder sind gotisch umrahmt und zeigen in ihrer Mitte bemalte Relieffiguren: 1. Eine Maria mit dem Christkinde, 2. einen Bischof, 3. einen Abt und 4. einen Mönch. Ob die Bezeichnung unter 2 und 3 richtig ist, stehe dahin. Der „Bischof“, oder den ich dafür halte, trägt ein purpurfarbenes mit Edelsteinen besetztes Gewand; der „Abt“ den Schlüssel. Die Figur des letztern ist die

weitaus beste und erscheint mir nicht ganz ohne Kunstwert. Abt und Mönch interessieren auch dadurch, daß beide große, mit Buchklammern versehene und in ein eigentümliches Futteral gesteckte Meßbücher tragen. Der Lederüberzug dieses Futterals hört nämlich nach oben zu mit dem Bucheinbände nicht auf, sondern wächst noch einen Fuß über die festen Deckel hinaus. Dadurch ist Gelegenheit gegeben, das schwere unhandliche Meßbuch wie einen Pompadour zu tragen, indem man es reisetaschenartig an diesem Lederüberschuß festhält. Ich habe geglaubt, dies so ausführlich beschreiben zu sollen, weil ich weder hierzulande noch sonst irgendwo einer derartigen Einbandform, die Futteral und Tragbeutel zugleich ist, begegnet bin.

Bilder. Die Wusterhausener Kirche ist ziemlich reich an Bildern. Einundzwanzig davon bedecken die quadratischen Felder der Empore, die sich an der Nordseite der Kirche entlang zieht, und stellen nach Art der „Stationen“, aber über diese hinausgehend, die Leidensgeschichte Christi dar, vom Abendmahl und dem Gebet am Ölberge bis zur Himmelfahrt und dem Jüngsten Gericht. Diese einundzwanzig Bilder, wenn ich recht gesehen habe, rühren nicht von derselben Hand her, obschon sie derselben Zeit zu entstammen scheinen. Das Jahr 1575, wie aus verschiedenen Inschriften hervorgeht, ist ein großes Restaurationsjahr für die Wusterhausensche Kirche gewesen, und in ebendiese Zeit möchte ich auch diese Bilder setzen. Lukas Cranachsche Schule, der wir ja überall in den Marken begegnen. Einige, namentlich die sechs oder acht Blätter, die die eigentliche Leidensgeschichte enthalten, sind außerordentlich gut konserviert, frisch von Farbe und nicht ohne allen Wert. — Dagegen sind die Porträts in der Taufkapelle, Geistliche aus dem 17. Jahrhundert darstellend, bedeutungslos¹.

¹ Das Altarblatt der Wusterhausener Kirche ist ein Bild aus verhältnismäßig neuerer Zeit (etwa 1770) und rührt von Bernhard Rode her, den man in so vielen unserer märkischen Kirchen, namentlich in der Berliner Marien- und noch besser in der Garnisonkirche studieren kann. Dies große Wusterhausener Blatt stellt die Begegnung Christi mit Thomas dar, der, nachdem er seine Finger in die Nägelmale gelegt, in die Worte ausbricht: „Mein Herr und mein Gott.“ — Bernhard Rode war ein sogenannter Schnellmacher, und die Mängel aller seiner Arbeiten sind evident; in einem aber grenzt er an die wirklichen Meister: er hatte eine völlig selbständige Vortragsweise, so charakteristisch, daß es selbst dem Laien leicht wird, seine Bilder auf zwanzig Schritt als Rodesche Bilder zu erkennen.

Zwei alte Kelche und eine noch viel ältere Patene befinden sich in der Sakristei. Die beiden Kelche sind aus der Renaissancezeit; der größere (minder schöne) trägt die Jahreszahl 1609, der etwas kleinere gehört wahrscheinlich dem schon oben genannten Jahre 1575 an, wo die Kirche restauriert wurde. Dieser kleinere Kelch, in der damals üblichen Form, ist sehr schön und mit Medaillonporträts reich geschmückt. Die Patene ist noch aus der gotischen Zeit und geht mindestens bis auf das Baujahr der Kirche (1474) zurück. Christus, von zwei Engeln umschwebt, thront als Weltrichter; zu Rechten seines Hauptes ein Kreuz, links ein Schwert; vor dem Munde des Heilands berühren sich beide, und die Spitze des Schwertes trifft auf die Verlängerung des Kreuzes.

Das Heilige-Geist-Hospital am Wildberger Tore

Die kirchlichen Gebäude Wusterhausens, trotzdem es durch die Mehrzahl seiner Jahrhunderte hin keine tausend Einwohner hatte, beschränkten sich nicht auf „Sankt Peter und Paul“. Da war noch die St.-Stephans-Kapelle und außer dieser das Gertruden-, das Georgen- und das Heilige-Geist-Hospital, von denen jedes wieder ein Kirchlein hatte. Das Heilige-Geist-Hospital, hart am Wildberger Tore, existiert noch; es bietet dadurch ein besonderes Interesse, daß es früher ein Beguinenhaus, deren es ziemlich viele in der Mark gab, gewesen sein soll.

Die Beguinen, wahrscheinlich von Lambert de Bégues gestiftet und nach ihm benannt, übten eine Tätigkeit, die wir heute in den Diakonissenanstalten wiederfinden. Ihre Tätigkeit umfaßte die Erziehung der Jugend, namentlich der Waisen, ferner die Armen- und Krankenpflege und in der spätesten Zeit auch die eigentliche Seelsorge. Ihre Liebestätigkeit stellte zuzeiten die Klöster völlig in Schatten, weshalb sie gelegentlich mit Neid betrachtet und von seiten der Kirche in ihrer Tätigkeit behindert wurden. Die Päpste standen verschieden zu ihnen. Unter den Machthabern waren Karl V. und Louis XIV. sehr für sie eingenommen; Joseph II., bei Aufhebung der Klöster, ließ sie fortbestehen. Im allgemeinen ist ihre Tätigkeit dieselbe geblieben, andererseits sind viele Beguinenhöfe aus Liebesanstalten für andere in bloße Versorgungsanstalten für ältere

Frauen umgewandelt worden. Holland und Belgien waren immer der Hauptschauplatz ihrer Tätigkeit; berühmt bis diesen Tag ist der Beguinenhof in Gent. Einige finden sich in Nordfrankreich; bei uns in Bremen.

Unser Wusterhauser Beguinenhaus, das bereits um 1307, wenn auch nicht gerade unter dieser Bezeichnung genannt wird, ist jedenfalls jenen vorerwähnten Beguinenhöfen zuzurechnen, die zu einer bestimmten, nicht näher anzugebenden Zeit aus Liebesanstalten für andre zu bloßen Versorgungsanstalten für alte in eben diesen Häusern wohnende Frauen wurden. Mit anderen Worten: unser Beguinenhaus wurde ein Spittel. Das ist es noch. Es reizte mich, die ehemalige halbklösterliche Stiftung kennenzulernen.

Das Gebäude (ein Eckhaus) präsentiert sich an seinen beiden Vorderfronten als ein kümmerlicher Bau aus dem vorigen Jahrhundert; nur nach der Vorstadt zu, auf den ersten Blick ohne rechten Zusammenhang mit den Fronthäusern, steht noch ein gotischer Giebel ziemlich malerisch, mit Glockennische und Storchennest. Erst nachdem man eins dieser Fronthäuser, gleichviel welches, durchschritten hat, nimmt man wahr, daß man sich innerhalb einer klösterlichen Anlage befindet; ein Hof, nach drei Seiten hin von Häusern umstellt; die vierte Seite, das Ganze abschließend, eine Kapelle. Wie die drei Häuser, so ist auch die Kapelle bewohnt, die längst aufgehört hat, kirchlichen Verrichtungen zu dienen. Wo sonst Altäre waren, da sind jetzt Feuerstellen, und statt des Weihrauchs zieht Torfqualm durch die Luft; gespaltenes Holz liegt hochaufgeschichtet in den Nischen, und an Stelle des geschnitzten Christusbildes, das sonst zwischen zwei Pfeilern hing, ist jetzt ein Hängeboden gezogen: überkreuz gelegtes Gebälk, auf dem Kisten und Kästen, Urväter Hausrat und die letzten Ausläufer alten Trödels stehen. Leitern führen hinauf, halbsbrecherisch, wie der Hängeboden selbst. Der untere Raum der Kapelle ist in Wohnungen abgeschlagen, und auf dem Mittelgange schlurren die Nachfolgerinnen der Beguinen auf und ab, oder klappen mit Pantinen über den Estrich hin. Eine von ihnen machte die Honneurs, und mich schließlich wieder auf den Klosterhof hinausführend, von woher ich gekommen war, zeigte sie mir an einem breiten und weit vorspringenden Pfeiler sechs Höhlungen, in denen noch bis vor wenigen Jahrzehnten ebenso viele Beguinen Schädel, fest eingemauert, sichtbar gewesen wären. Ich

danke ihr und bat, noch einen Augenblick bleiben zu dürfen, worauf sie sich zurückzog. Sie war unzweifelhaft der esprit fort* und die historische Autorität des Spittels.

Ich war nun allein, glaubte es wenigstens zu sein. Wunderliches Bild. Der kaum zwanzig Schritt im Quadrat habende Hof war in zwei Hälften geteilt, von denen die eine ein Blumengarten, die andre ein Dunghaufen war. An der Grenze zwischen beiden stand ein Apfelbaum und streckte seine Zweige nach links und rechts über Gerechte und Ungerechte aus; aus dem Blumengarten links zog Resedaduft nach rechts hinüber und tat, was er konnte, aber er konnte nicht viel; oben im Nest, am Kapellen-Giebelfeld, begann der Storch zu klappern — es hatte nicht viel zu bedeuten hier.

Ich zog mein Notizbuch, um das Bild in wenig Strichen festzuhalten; mein Hauptaugenmerk war oben auf das Storchennest und unten auf den Pfeiler mit den sechs Höhlungen gerichtet.

Jetzt war ich fertig; noch ein Blick auf meine Zeichnung, dann sah ich wieder um mich. Himmlische Mächte, was war geschehen?! Aus jedem Fenster grinste ein „Beguinen-Gesicht“ hervor, fünf, sechs davon von einer Spittelausgesprochenheit, die ihnen erlaubt hätte, ohne weitere Vorbereitung in die sechs Höhlungen einzutreten.

Alle herzlich grüßend, wie immer, wenn man sich fürchtet, floh ich in die Straße und vor das Wildberger Tor hinaus.

* der starke Geist.

Triepitz

Ein Kapitel von den Rohrs

Die Douglas waren immer treu.
Schottisches Lied

Triepitz ist Alt-Rohrscher Besitz, wiewohl es nicht zu den Gütern zählt, die gleich nach dem Erscheinen dieser Familie in den Marken von ihr erworben wurden.

Die Rohrs kamen mutmaßlich aus Bayern und stammen, einer Familiensage nach, von jenem Grafen von Abensberg ab, der zwei- unddreißig Söhne hatte und mit dieser reichen Kinderschar in der oft erzählten Weise am Hoflager Kaiser Heinrichs, mutmaßlich Heinrichs IV. erschien¹.

Einer dieser zweiunddreißig Söhne, Adalbert mit Namen, wurde mit dem in der Nähe von Abensberg belegenen Dorfe Rohr belehnt und nannte sich nach diesem seinem Besitze Adalbert von Rohr. Er war ein tapferer Kriegermann; gegen Ende seines Lebens aber verließ er Haus und Hof, Weib und Kind, und baute ein Kloster (das jetzige Kloster Rohr), in das er nun selber eintrat. Dies war 1133. Die Kirche des damals gestifteten Klosters, zum Teil aus Salzburger Marmor aufgeführt, ist noch sehr wohl erhalten. Über dem Altar befindet sich ein zweigeteiltes Gemälde, dessen eine Hälfte den Adalbert von Rohr darstellt, wie er im Ritterkleide das Ge-

¹ Die Stadt Abensberg, nach der sich die oben erwähnten Grafen von Abensberg nannten, liegt in Niederbayern und zeigt auf ihrer eisen-
rankten Ringmauer noch einige jener vierzig Türme, von denen der Sage nach acht viereckige Türme zur Erinnerung an die acht Töchter und zwei- unddreißig Rundtürme zur Erinnerung an die zweiunddreißig Söhne des Grafen erbaut wurden. Soviel über die Ringmauer. In der Kirche zu Abensberg befindet sich das Bild, das das Erscheinen des alten Grafen mit seinen zweiunddreißig Söhnen vor dem Kaiser darstellt. Von diesem interessanten Gemälde existieren zwei Kopien in der Mark, die eine im Schloß Meyenburg (Priegnitz) bei dem Senior der Familie von Rohr, die andere in Wolkeß (Uckermark) bei dem Landschaftsrat Theobald von Rohr. (Letzterer besitzt auch eine Kopie des Altarbildes im Kloster Rohr, von dem ich weiter oben im Texte erzähle.)

lübde ablegt, die andere Hälfte wie er im geistlichen Ornat bereits vom Bischof die Weihe empfängt.

Die Nachkommen dieses Adalbert von Rohr waren es, die etwa 180 Jahre später zu Anfang des vierzehnten Saeculi im Brandenburgischen erschienen, nach einigen im Gefolge Markgraf Ludwigs von Bayern, der 1323 die Mark in Besitz nahm, nach anderen schon um beinahe zwanzig Jahre früher. Gleichviel, um die Mitte des Jahrhunderts sehen wir die Familie von Rohr in der Priegnitz (Freyenstein, Holzhausen, Meyenburg), und etwa bei Eintritt der Reformation auch im Ruppinschen reich begütert. Sie besaßen hier ganz oder teilweis: Leddin, Brunn, Trieplag, Tramnitz, Gänzer. Leddin war, soweit die Ruppinschen Güter in Betracht kommen, am frühesten erworben worden, etwa um 1400.

Eine Geschichte der Rohrs schreiben wollen, hieße mittelbar eine Geschichte Brandenburg-Preußens schreiben.

Bei Leuthen, Lipa, Leipzig,
An der Raabach, an der Schlei,
Von Fehrbellin bis Sedan, —
Ein Rohr war immer dabei.

Sie sind eiserner Bestand in den Ranglisten unserer Armee, zu allen Zeiten mit einem Duzend Leutnants und Kapitäns vertreten. Aber auch darüber hinaus, bewährt und treu befunden, finden wir sie als Generalleutnants und Generalmajors in nicht geringer Zahl. Und wie im Heer so in Staat und Kirche. Um 1400 Otto von Rohr, Bischof von Havelberg; seitdem in langer Reihenfolge Präsidenten und Pröpste, Amtshauptleute und Ritterschaftsräte, verschieden an Gaben und Verdienst, aber in drei Eigenschaften einig: gütig, tapfer, loyal.

Nicht von dem Ruhm der Familie will ich in nachstehendem erzählen, nicht von denen, die bei Prag mitstürmten und bei Hochkirch unter Tod und Flammen aushielten; dem einfach-demütigen, alles Anspruchsvolle abweisenden Sinne der Familie entspricht es besser, daß ich bei Genrebildern verweile und drei aufeinanderfolgende Generationen mehr um ihr häusliches und persönliches Erlebnis, als um ihr dem Allgemeinen geltendes Tun befrage. Ich wähle diese drei Generationen aus den Trieplager Rohrs. Begleite mich der Leser zunächst nach Trieplag selbst.

Trieplaz liegt eine Meile nördlich von Buserhausen. Der Weg geht die Dosse aufwärts über Brunn, das, wie schon angeführt, früher ebenfalls den Rohrs zugehörte, seit Ende vorigen Jahrhunderts aber in den Besitz der Rombergs übergegangen ist².

Die ganze Gegend am Dosseufer hin, von dem wir uns übrigens mehr und mehr entfernen, ist wie so viele Punkte unserer Mark wüstenhaft traurig und mit keinem andern Reize ausgestattet als dem einen, den ihr eben dies Witwenkleid leiht. Wohl ist dies Kleid unter den Händen der Kultur, die hier und dort wie eine heitere Enkelin ein buntes Bändchen eingeflochten hat, um seinen vollen Trauergehalt gekommen, aber das, was vorherrscht und nach wie vor den Charakter gibt, ist doch immer noch das monotone Grau, das selbst der Ackerscholle nicht fehlt, die daliegt, als wäre Asche über ihr frisches Braun ausgestreut worden. Kein See, kein Weiher, kein Fluß; von Zeit zu Zeit eine Gruppe graugrüner Bäume, meist Pappeln und Weiden, die die Stelle andeuten, wo in Wipfeln ein Dorf vergraben liegt.

So in Wipfeln vergraben liegt auch Trieplaz. Im Näherkommen bemerken wir prächtige Linden und Kastanien, deren Linien sich kreuzen und dann avenuenhaft, die eine auf den alten, die andere auf den neuen Hof des Gutes zuführen. Der alte Hof, jetzt eine

² Im Schlosspark zu Brunn, unter dunklen Tannen und fast am Rande eines stillen Weihers, erhebt sich ein schönes, von Drake's Hand herrührendes Monument, das dem Obersten von Romberg und seinem sechzehnjährigen Sohne errichtet wurde. Es sind Sandsteinstufen, darauf ein Granitwürfel; auf diesem ruht ein halbkreisförmiger Marmor mit den Hautrelieffiguren der Hingeschiedenen. Der dargestellte Moment ist der des Wiedersehens; beide reichen sich die Hand, und eine hohe Freude verklärt ihre Züge. Die Inschrift am Granitwürfel lautet:

	Vater und Sohn	
Conrad	und	Anton
	von Romberg	

geboren zu Hamm den 25. April 1783.	geboren zu Brunn den 23. Juni 1819.
Als preußischer Oberst gestorben zu Groß Camin den 20. April 1833.	In seiner Blüthe gestorben zu Dresden den 8. Mai 1835.

Getreu bis in den Tod und reinen Herzens sind sie eingegangen und heißen sich willkommen, wo die Treue ihre Kronen empfängt und die Reinheit Gott von Angesicht schaut. — Dem Gedächtniß der Verklärten gewidmet von der Wittwe und Mutter: Amalie von Romberg, geb. Gräfin von Dönhoff 1844.

bloße Meierei, war der Rittersitz des vorigen Jahrhunderts. Dort stand das Herrenhaus, ein einfacher Fachwerkbau, und dort wohnte Georg Moriz von Rohr, der Großvater der jetzt im Besitz befindlichen Generation. Von ihm erzähle ich zuerst.

„Der Hauptmann von Kapernaum“

Georg Moriz von Rohr war 1713 geboren. Selbstverständlich trat er in die Armee — in welches Regiment habe ich nicht erfahren können — war bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Hauptmann, wurde in einer der ersten Schlachten schwer verwundet und zog sich, zu fernerm Kriegsdienste untauglich, auf sein väterliches Trieplax zurück.

Er war ein echter Rohr, einfach von Sitten, ein frommer Christ, dabei von jenem verqueren Zug, der auch die schlichtesten Naturen zu Originalen macht. Georg Moriz von Rohr war eine solche aparte Figur. Er gab es schon dadurch zu verstehen, daß er sich selber den „Hauptmann von Kapernaum“ nannte. Unter diesem Namen war er in der ganzen Gegend bekannt. Sein aufs Kirchliche gerichteter Sinn mochte dabei mitwirken. Das Bekenntnis, das der Schrift nach der Hauptmann an Christum richtete: „Ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit untertan“ und vor allem die Worte: „Herr, ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach gehest“ entsprachen seinem eigenen Herzen; aber über alles das hinaus reizte ihn seiner ganzen Natur nach doch wohl das Scherzhafte, das in dieser selbstgewählten Bezeichnung lag: „Hauptmann von Kapernaum.“

Kein Zweifel, seine Popularität zog Nahrung aus diesem Namen, aber was ihn in der ganzen Gegend am bekanntesten machte, das waren doch seine vielen Bewerbungen, die nicht abriffen, da er es in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum bis auf vier Frauen brachte³. Diese einfache Tatsache würde sehr wahrscheinlich genügt haben, um alle Zungen der Grafschaft über sich in Bewegung zu

³ Dies „vier Frauen nehmen“ war im vorigen Jahrhundert an der Tagesordnung, wenn die Verhältnisse es gestatteten. Selbst die Unbequemlichkeit, daß — wenigstens seitens des Adels und Militärs — ein Konsens beim Könige eingeholt werden mußte, hielt nicht davon ab. Herr von Hagen auf Nakel bat sogar zum fünftenmal um die Erlaubnis. Er erhielt als Antwort weder Zustimmung noch Ablehnung, sondern die echte Alte-Frisen-Replik: „Er braucht künftig nicht mehr einzukommen.“

setzen; der Hauptmann von Kapernaum wußte indessen dem ganzen Apparat von Begräbnis einerseits, von Freiwerbung andererseits, so viel eigentümlichen Beisatz zu geben, daß auch die allem Klatschbasentum abgeneigteste Natur von diesen Vorgängen notwendig Notiz nehmen mußte. Bei den Begräbnissen ließ er jedesmal singen „Lobe den Herrn meine Seele“ und nach Innehaltung einer bestimmten Trauerzeit resolvierte er sich dahin: „Nimmt Gott, so nehm ich wieder.“ War dies Wort erst mal ausgesprochen, so begannen vom nächsten Tage an jene schon erwähnten Werbungen, bei denen er ebenso konsequent und systematisch verfuhr wie bei dem eben geschilderten Funeralzeremoniell.

Hierbei ist näher zu verweilen. Georg Moritz von Rohr hatte drei Kusinen, die in Tornow lebten, nicht mehr jung waren und die Namen führten: Henriette, Jeanette und Babette von Bruhn. Im Trieflager Herrenhause, wo sie bloß als eine dreieggliederte Einheit galten, liefen ihre Unterschiede auf einen einzigen Buchstaben hinaus; sie hießen Jettchen, Nettchen, Bettchen. Namentlich die beiden letzteren Namen sind nicht ohne anheimelnden Klang.

Es war jedoch nicht dieser, sondern lediglich eine Donquichottisch-ritterliche Vorstellung von Familiengefühl und pflichtschuldiger Cousingalanterie, was unsern Hauptmann bewog, nach Absolvierung seines Trauerjahres jedesmal zuerst um die Hand seiner drei Kusinen anzuhalten. Läufer voraus und gekleidet in den Uniformrock, den er bei Prag getragen, fuhr er dann in Gala nach Tornow hinüber, ließ sich bei den Fräuleins melden und begann seine Werbung bei Henriette, um sie bei Babette zu beschließen. Immer mit demselben Erfolg, denn die Fräuleins waren längst gewillt in dem stillen Hafen der Ehelosigkeit zu verharren und das sturmgepeitschte Meer der Mariagen nicht zu befahren. So hatte denn diese ganze immer wiederkehrende Bewerbung, wenigstens während ihrer letzten Aufführungen, nur noch eine symbolische Bedeutung; sie gab den drei Fräuleins von Bruhn eine exzeptionelle Stellung vor allen Jungfrauen des Landes. Es war die Innehaltung eines Muhmenkultus, zuletzt mehr als Muhme. Erst wenn die drei von Tornow ihr „Nein“ gesprochen hatten, durfte ein „Ja“ von anderer Seite entgegengenommen werden. Bei den Kusinen lag immer wieder die Entscheidung, die bei der Wandelbarkeit der menschlichen Natur sich jeden Augenblick in ihr Gegenteil verkehren konnte, und erst der

dreimal wiederholte verbindliche Knicks schuf unserm „Hauptmann von Kapernaum“ jene Freiheit der Aktion, von der freilich, um die Wahrheit zu sagen, bis diesen Tag nicht festzustellen gewesen ist, ob er sie segnete oder beklagte. Denn abgesehen von allem „Familiengefühl“, die Kusinen waren reich und die Zeiten waren arm.

Wie immer dem sei, wenn ihm einerseits die Freiheit der Aktion kein hohes Glück schaffen mochte, so schufen ihm andererseits die Ablehnungen keinen tiefen Schmerz, wenigstens hinderten sie ihn nicht, es, wie schon eingangs hervorgehoben, bis auf vier Frauen zu bringen⁴. Alle vier waren Nachbarstöchter, aus dem Adel der Grafschaft oder der angrenzenden Priegnitz geboren. Die erste Frau eine Platen, die zweite eine Jürgaß, die dritte eine Hagen, die vierte eine Putliz. Durch die Platen und Jürgaß ergab sich auch eine nahe Verwandtschaft mit den Zietens, so daß unser Hauptmann mit dem gesamten Adel der Nachbarschaft verschwägert war.

Er kam zu hohen Jahren, und wie seine Wiege noch an dem Schlußstein des Spanischen Erbfolgekrieges gestanden hatte, so stand sein Sarg noch an der Schwelle des Revolutionskrieges. Die Kanonen von Landau (1713) bei seiner Geburt, die Kanonen von Balmy bei seinem Tode. Achtzig Jahre lagen dazwischen und drei Kriege, die er selbst bestand. Mit dem Alterwerden, wie so oft, wuchs auch die Schrullenhaftigkeit, und er mußte den Tribut entrichten, den so oft das hohe Alter zahlen muß. Dem Ehrwürdigen gesellte sich das Komische und dem Komischen der — Kinderspott. In seinen spätesten Tagen liebte es der alte Hauptmann, seine Morgenandacht in den Zweigen einer Weide abzuhalten, zu der er auf kurzer Leiter emporstieg. Das weiße Haar im Winde sang er mit

⁴ Er hatte übrigens, ähnlich wie Herr von Hagen auf Nakel, schließlich auch Kränkungen zu bestehen, die nur den einen Vorzug hatten, daß sie nicht von dem bewunderten aber doch auch gefürchteten Könige ausgingen. Der Kränkende war, unserem Georg Moritz von Rohr gegenüber, der eigne Bruder, der auf dem benachbarten Tramnitz wohnte, allwo sich dazumalen ein Erbgrabnis befand, in dem auch die Trieplazer Rohrs beigesetzt wurden. Als Georg Moritz seinem Bruder anzeigte, daß er sich zum vierten Male verlobt habe, antwortete der Tramnitzer, „er wünsche ihm Glück, müsse ihm aber von vornherein erklären, daß für diese vierte Frau kein Platz mehr im Erbgrabnis sei“. Dies war denn doch zuviel, und Georg Moritz erschien am nächsten Tage bereits mit drei Wagen in Tramnitz, um die Särge seiner drei Frauen aus dem ungestlichen Erbgrabnis abzuholen. Er begrub sie nunmehr auf dem Trieplazer Kirchhof.

der klaren Stimme eines gottesfürchtigen Mannes allmorgendlich seinen Choral: „Wie schön leucht' t mir der Morgenstern“ in den jungen Tag hinein. Grotesk aber rührend zugleich. Für die Dorfjugend herrschte natürlich das erstere vor; einige Übermütige sägten also den Ast an, auf dem der Alte zu singen pflegte, und er stürzte hinab.

Es wird nicht berichtet, daß er gezürnt habe; er stand bereits da im Leben, wo alles: Leid und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges nur noch traumhaft wirkt und auch die Unbill nur noch ein Lächeln weckt. Seine Zeit war um, und seine Seele flog nun dem Morgensterne zu, dem er so oft entgegengesungen hatte. Den 14. Juni 1793 ward er in Trieflah begraben. Die Dorfjungen waren ernsthaft geworden; sie folgten dem Sarge und sangen: Lobe den Herrn, meine Seele!

Der Akazienbaum

Der Hauptmann von Kapernaum hatte aus seiner zweiten Ehe mit dem Fräulein von Jürgas zwei Söhne, von denen der jüngere den Namen des Vaters Georg Moritz führte; der ältere, der uns hier beschäftigen soll, war Otto von Rohr. Sein Gedächtnis lebt in Trieflah in einem schönen Akazienbaum fort, der vom Park aus in das Gartenzimmer blickt.

Otto von Rohr war 1763 geboren. Er trat früh in die Armee und stand 1792, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, beim Grenadierbataillon von Kalkstein. Über die Charge, die er bekleidete, verlautet nichts Bestimmtes; wahrscheinlich war er Premier oder vielleicht auch Stabskapitän. 1793 nahm er teil an der Rheinkampagne und gehörte jener verbündeten Armee (Preußen und Sachsen) zu, die im Spätherbst des genannten Jahres unter dem Herzoge von Braunschweig gegen den General Hoche kämpfte. Hoche wurde am 17. November bei Bliesscastel geworfen, am 28., 29. u. 30. in der dreitägigen Schlacht bei Kaiserslautern geschlagen. Unter denen, die preussischerseits dieses schönen Sieges wenig froh werden konnten, befand sich Otto von Rohr; er war gleich am ersten Tage (28.), als er mit seinem Grenadierbataillon aus einer Waldecke vorbrach, vom Feinde, der unserm Angriff hier eine Falle gestellt hatte, turniert und gefangengenommen worden. Dienstfeiser

und Herzensgütigkeit seitens unsers Otto von Rohr trugen die eigentliche Schuld daran. Schon war ihm der Rückzug durch einen Hohlweg geglückt, als er noch sieben seiner Leute, die das Signal überhört hatten, jenseits des Hohlwegs und ohne Ahnung der Gefahr im eifrigsten Scharmügel mit dem nachdrängenden Feinde erblickte. Er eilte zu ihnen, um sie zu retten, wurde aber selbst, als er zurück wollte, von einem Haufen Volontärs gefangengenommen, die mittlerweile den Hohlweg besetzt hatten.

Die „Volontärs“ von damals waren den „Franktireurs“ von heute sehr ähnlich. Otto von Rohr hat seine Schicksale während der nächsten fünf Tage in ebenso vielen Briefen aufgezeichnet. Diese Briefe existieren noch und ich gebe sie in nachstehendem, etwas gekürzt, im übrigen aber wenig verändert wieder, davon ausgehend, daß der sich Zeile um Zeile aufdrängende Vergleich zwischen den Franzosen von 1793 und den Franzosen von 1870 meine Leser notwendig interessieren muß. Es ist erstaunlich, wie wenig achtzig Jahre in diesen Dingen geändert haben. Alles liest sich wie Erlebnisse vom gestrigen Tage. Im Guten und Schlechten, in Liebenswürdigkeit und Frivolität, in Artigkeit und Frechheit ist der nationale Charakter derselbe geblieben.

„28. November 1793. Drei oder vier Volontairs nahmen mich gefangen, zwölf oder mehr aber waren es, die mich zurückführten. Ich mochte zwei Minuten zwischen meinen Begleitern gegangen sein, als diese plötzlich einige Schritt hinter mir zurück blieben und mich allein stehen ließen. Die ganze Bande lachte; zugleich mußte ich wahrnehmen, daß einer von ihnen das Gewehr an einen Baum gelehnt hatte, auf etwa sechs Schritt nach mir zielte und dann losdrückte. Der Schuß versagte. Mein Volontair begann nun zu poltern, schüttete neues Pulver auf die Pfanne, schärfte den Stein und legte wieder an. Mittlerweile war ich von meiner ersten Betäubung zurückgekommen und hatte die klare Vorstellung meines unvermeidlichen Todes. Mich wehren, dazu fehlte mir die Waffe (mein Degen war mir abgenommen), mich durch Flucht retten, erwies sich als ganz unmöglich; ich vertheidigte mich also nicht, weil ich nicht konnte, und stand, weil ich mußte. Ich weiß nicht mehr, was ich that, nur das habe ich noch in Erinnerung, daß die ganze Gesellschaft lachte; auch der Volontair, der im Anschläge lag, zögerte und lachte mit. In diesem Moment, der über mich

entscheiden mußte, trat ein alter Soldat, Sergeant wie sich später ergab, aus dem Dickicht, schlug dem Buben das Gewehr nieder und rettete mich dadurch. Die ganze Bande verlief sich und ich war mit meinem Retter allein. Er hieß Malwing war ein geborner Elsässer, hatte den siebenjährigen und dann den amerikanischen Krieg mitgemacht und vermaledeite seine eigenen Leute, die er Meuchelmörder nannte. Er hieß mich guten Muthes sein, führte mich zum commandirenden General Hoche und übergab diesem meine Person und meine Habseligkeiten. Die letzteren stellte mir ein Adjutant des Generals sofort wieder zu. Hoche selbst unterhielt sich ein wenig mit mir, war sehr artig und überließ mich dann wiederum der Obhut Malwing's. Unter den Gegenständen, die mir zurück gegeben wurden, befand sich auch mein Degen, meine Schreibtafel und Schärpe. Ich bat Malwing die letztere anzunehmen, was er indessen entschieden ablehnte. Er sagte nur „ich solle sie verbergen“, ein Rath dem ich leider nicht folgte. Meine Börse mit etwa elf Ducaten nahm er. Ich besaß außerdem noch eine auf den General Möllendorf geprägte Medaille und eine kleine Schaumünze, ein Geschenk meines seligen Onkels; ich erzählte ihm, was es mit beiden für eine Bewandniß habe, worauf er sie mir ließ. Meine Uhr war bei der Bagage. Jetzt nahm mir der Alte Wort und Handschlag ab, daß ich mich als sein Gefangener benehmen wollte, führte mich dann nach einer nahegelegenen Bauernhütte und sorgte für ein Abendbrot wie es die Umstände gestatteten. Darauf legte er sich neben mich schlafen. Mit uns war eine Rotte von *Bolontairs*, unsaubere, ekelhafte Kerle. Ich hoffte aber sicher am andern Tage ausgewechselt zu werden, und so stählte mich diese Hoffnung gegen die Widrigkeit alles dessen, was mich umgab. Ich schlief ein.

Den 29. November 1793. Morgens mit dem Tage kam mein alter Malwing. Ich war froh ihn wieder zu sehen, stand auf und ging mit ihm, wohin er wollte. Er führte mich nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Hauptquartier, wobei wir an Truppentheilen vorüberkamen, die sich schon zu ihrem nahen Tagewerk versammelt hatten. Dieser Gang war eine Art Spießruthenlaufen, doch waren die Bemerkungen, die fielen, mehr beißender Spott und launiger Scherz, als pöbelhafte Worte und grobe Beschimpfungen. Sie frugen mich, ob ich etwas an meine Geliebte zu bestellen hätte, sagten ich hätte viel Republikanisches, offerirten mir

eine Prise Contenance u. dgl. m. Endlich langten wir im Hauptquartier an. Hier waren drei Generale, eben so viele Repräsentanten und einige andere Officiere in eine Stube einquartirt. Malwing stellte mich den Generälen vor und verließ das Zimmer. Generale und Packknechte, Fleischer und Repräsentanten saßen (gewiß ihrer dreizehn an der Zahl) um einen großen Kumpen Reis mit Hühnern und frühstückten. Man war allgemein äußerst artig gegen mich und forderte mich auf mit zu frühstücken. Eine kleine Weile hatte ich es mir gut schmecken lassen, als sich jemand neben mich hinstellte, der dem Anscheine nach eben so hungrig war als ich. Er hatte keinen Löffel, ich bot ihm also meinen an, in der Hoffnung, daß ich ihn zurückerkhalten würde. Das war aber irrig. Die Gesellschaft hatte nicht Löffel genug, und gingen diese deshalb auf eine Art Pränumeration aus einer Hand in die andre. An mich kam kein Löffel wieder. Nach dem Frühstück ging alles auf seinen bestimmten Posten zur Schlacht; vorher indessen gaben mir die Generale noch die Versicherung, sie wollten noch diesen Nachmittag dem Herzog von Braunschweig meine Auswechslung vorschlagen. Sie würden zu diesem Behufe das Nähere mit mir in Kaiserslautern, allwo sie ihr Hauptquartier zu nehmen gedächten, verabreden. Bis dahin möchte ich mir die Zeit nicht lang werden lassen. Diese ganze Unterhaltung und besonders der Punkt ‚in Kaiserslautern Hauptquartier nehmen zu wollen‘ war in so festem, zuversichtlichen Tone gesprochen worden, daß ich jeden Glauben an das gute Glück der Preußen für diesen Tag aufgab. Ich blieb noch ein Weilchen allein, ward aber dann von einem Gensdarmen abgeholt und auf die Wache gebracht.

Das Wachthaus lag so, daß ich einen großen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte. Nicht mit den angenehmsten Empfindungen. Ich wußte, daß unsere Armee, besonders durch Krankheiten geschwächt, selbst unter Hinzurechnung der Sachsen kaum gegen 60 000 Mann ausmachte; wenn ich nun hörte, daß die Franzosen nach Vereinigung ihrer Rhein-, Maas- und Moselarmee 150 000 Mann stark seien, wenn ich sie, so unmittelbar vor mir, alle Felder und Wiesen weit umher bedecken sah, so stand meine Hoffnung niedrig, und ich vergaß bei diesem Anblick alle meine eigne Noth. Nachmittag brachte man einige Gefangene ein, erst einen Junker von Schulz vom Dragonerregiment Sachsen-Curland,

dann den Capitain Wilhelmy von demselben Regiment. Auch einige Mannschaften. Wilhelmy sollte später, wie mein Unglücksgefährte so auch mein Freund werden. Wir hatten schon eine ganze Weile mit einander gesprochen, ich meinerseits ihm schon diese und jene kleine Aufmerksamkeit erwiesen, und er hielt mich immer noch — durch meinen blauen Surtout mit weißen Aufschlägen dazu veranlaßt — für einen Volontair. Als er nun aber von seinem Irrthum zurück kam und mich als einen preussischen Officier erkannte, da war er froh, ganz wie ich es war, einen Schicksalsgefährten zu treffen. Herzlich und gefühlvoll waren seine Aeußerungen; fest war der Bund den die neuen Bekannten schlossen; mir dünkt es ein Band für die ganze Zukunft, ich denke für Zeit und Ewigkeit. Auch er war durch übereilte Hitze seiner Befehlshaber in's Mißgeschick gekommen; im Uebrigen unverwundet wie ich. Er war der erste der mir sagte, daß das Grenadierbataillon von Kalkstein den vorigen Abend nahe an sechzig Mann verloren habe, daß ich zu den Todten gezählt worden; daß außerdem Lieutenant von Reizenstein gefallen und zwei Officiere blessirt seien.

Abends in der Dämmerung erschien abermals Freund Malwing. Er trat ein mit einem: *à present tout est au diable!** Dies hatte zum Theil Bezug auf die mir abgenommenen Habseligkeiten; er hatte sie zusammen in ein Papier gewickelt, in seine Rocktasche gesteckt, und diese war ihm durch eine preussische Kanonenkugel weggerissen, oder wie er sich ausdrückte „zum Teufel geschickt worden“. Er hatte dabei eine Contusion davon getragen, weshalb er zurück in ein Lazareth gehen mußte. Ich bot ihm, da mir sein Verlust leid that, nochmals meine Schärpe an, aber er lehnte nochmals ab und verwies mir meine Unfolgsamkeit, sie nicht nach seinem Rathe besser versteckt zu haben. Dann mahnte er mich zu Geduld und Vorsicht, reichte mir seine Flasche und ging fröhlich und guter Dinge ab, mit dem Versprechen mich wieder zu besuchen.

Und so beschloß sich der zweite Tag meiner Gefangenschaft durch tausend Bemerkungen belästigt, von Ahnungen und Besorgnissen gequält, dazu von der Hoffnung einer baldigen Aenderung meines Geschickes nicht mehr geschmeichelt, so setzte ich mich, meinem neuen Freund Wilhelmy gegenüber, auf einen Schemel und wünschte mir Schlaf. Doch ihn zu finden, daran war nicht zu denken. Die Stube

* Jetzt ist alles zum Teufel!

zum ersticken heiß und mit Menschen derart gefüllt, daß ich schlechterdings meine Füße nicht regen konnte, ohne jemanden zu treten. Meine Lage war äußerst lästig und endlich durch die Bewegungslosigkeit, zu der sich mein Körper gezwungen sah, dem Erstarren nahe, blieb mir kein anderes Mittel, als auf den Schemel zu steigen. Hier stand ich wie ein Säulenheiliger. Alles schlief und schnarchte, nur Wilhelmy und ich nicht.

Genug, es war nicht die schmerzhafteste, aber doch die peinlichste Nacht meines ganzen Lebens. Endlich kam der so lang' ersehnte Morgen; Alles regte und reckte sich. Ach wie war ich so froh!

Den 30. November 1793. Der Morgen kam und mit ihm die Sterbestunde für so Manchen, Freund wie Feind. Viele fanden ihren Tod gestern schon, Viele ehegestern, noch mehr fanden ihn heute. Früh mit der ersten Morgendämmerung begann die Schlacht von Neuem; das Feuer der Kanonen war dabei so heftig, wie ich es noch nie gehört hatte. Etwa um elf war die Bataille völlig zum Vortheil der Preußen entschieden. Die Franzosen machten indessen, wie bekannt, einen meisterhaften Rückzug, so daß sie trotz des schlechten Terrains auf dem sie sich bewegten, keine Kanone verloren. Es kam ihnen dabei freilich zu Statten, daß unsere Cavallerie ganz entkräftet war. Von dem Gewimmel der Zurückkommenden sahen wir nur wenig, da auch wir, als die Retirade begann, zurück mußten. Wir bildeten nur ein kleines Häuflein: Wilhelmy, ich, der Junker und etwa acht Gemeine, das war die ganze gefangene Gesellschaft, schließlich noch durch sechs oder sieben Deserteure vermehrt. Letztere höchst widriges Gesindel. Mit genauer Noth bekamen wir einige von den erbeuteten Pferden; dann bei jedem Officier ein Gensdarm, außerdem noch zwei, drei zur Escorte der Uebrigen, so ging unser Zug rückwärts auf der Straße nach Homburg zu.

Ein wahrer Golgathas Weg für uns arme Sünder. Gleich zu Anfang passirten wir einen großen Theil der französischen Armee, die auf einer weiten Ebene hielt. Hier fanden wir Truppen aller Art, auch das Proviantfuhrwesen. Wir kamen leidlich vorüber. Als wir aber eine andere Abtheilung der geschlagenen Armee erreichten, bei der sich viele Hunderte von Schwerverwundeten befanden, war es mit unserer Ruhe vorbei.

Ein großer Theil dieser Unglücklichen, als sie uns sahen, gerberdeten sich wie rasend, wetterten und fluchten und schienen durch-

aus Willens es bei insultirenden Worten nicht bewenden zu lassen. Mehr als einmal schlug man die Gewehre auf uns an, und nur der Umstand, daß wir rechts und links Gensdarmen zur Seite hatten, die bei dieser Gelegenheit so gut wie wir getroffen werden konnten, rettete uns aus dieser Gefahr. Die Insulten dauerten fort, aber nach einer halben Stunde schienen auch die Lungen erschöpft und man ward still. Nochmals eine halbe Stunde später und wir wurden in einem Stall untergebracht, wo sich unser Häuflein alsbald um einen Unglücksgefährten vermehrte. Das Regiment Goecking-Husaren hatte verfolgt und bei diesen Verfolgungs-Scharmücheln war Cornet Gottschling vom genannten Regiment erst verwundet und dann gefangen genommen worden. Er hatte einen Hieb über den Kopf, einen andern über die Hand und war in sehr bedauernswerther Lage.

Der Zug setzte sich endlich wieder in Bewegung. Neue feindliche Trupps waren zu passiren, da wir aber auf dem Marsche blieben, so hatten wir weniger zu leiden; nur der arme Gottschling erhielt einen Steinwurf.

Gegen Abend rückten wir in ein Dorf ein, das nicht mehr ferne von Homburg war. Der Führer der Escorte wollte weiter, aber die Mannschaften, die sich angeschlossen hatten, wollten bleiben oder wenigstens eine Rast machen. Der Führer mußte gehorchen. Ein Haus wurde ausgewählt, und wir Officiere, der Junker, die Deserteurs und die Gensdarmen kamen in ein und dieselbe Stube. Die gutmüthige Wirthin schaffte Milch, wir selbst hatten Commisbrot und so wurde denn eine Milchsuppe gekocht, die mir ganz besonders mundete, da ich seit jenem Reisfrühstück in Gesellschaft der Generalität nichts Warmes mehr gegessen hatte.

Homburg indessen sollte noch erreicht werden, und um zehn Uhr Abends rückten wir in seine Straßen ein. Quartiere erhielten wir im Rathskeller, in einem weitläufigen Gemach, das schon vorher mit vielen Verwundeten belegt worden war. Uns blieb nur, wie in der Nacht vorher, ein kleines Plätzchen zum Stehen übrig. Hart an uns vorüber trug oder führte man die Verstümmelten. Eine Hölle war uns dieser Aufenthalt; das war „gekerkert im Kerker“. Unbegreiflich und wunderbar war es uns allen und ist es mir noch in dieser Stunde, daß nicht einer dieser Unglücklichen, wüthend wie sie waren, uns niedermordete oder doch mißhandelte. Wir erwarteten

teten es jeden Augenblick, aber es blieb bei Fluch und Verwünschung. Ein oder anderthalb Stunden mochten wir in diesem Zustand zugebracht haben, bittend, flehend, daß man uns aus dieser Höhle des Jammers fortführen möge. Alles umsonst. Endlich auf's äußerste empört, begannen wir selbst zu toben und zu fluchen. Das half. Man brachte uns in ein Wirthshaus, in dem ein französischer Artilleriegeneral logirte. Dieser theilte seine Stube mit uns und behandelte uns mit vieler Artigkeit. Wir ließen uns ein gutes Nachtmahl schmecken, legten uns auf Streu oder Stühle und vergaßen in festem Schlaf die bitteren Erlebnisse des letzten Tages.

Den 1. December 1793. Morgens beim Erwachen war der General fort; wir haben auch später seinen Namen nicht erfahren können. Unser Frühstück, Kaffee und Zubehör, standen bereit, wir ließen es uns schmecken und weiter ging es bis Zweibrücken. Hier führte man uns auf den Marktplaz, wo denn alsbald alles was nur Raum finden konnte, sich an uns heran drängte. Wir fürchteten ein Dacapo des Spiels vom vorigen Tage, aber es unterblieb; theils waren hier keine Blessirten, theils war die erste Wuth schon verraucht; zu dem befanden wir uns hier zumeist unter Linientruppen. In ihrem Beisein waren wir in der Regel vor groben Beleidigungen sicher. Jeder von uns ward von einem ganzen Haufen umzingelt, alles schwazte und frug auf uns ein, frug immer von neuem und immer etwas anderes, ohne unsere Antworten abzuwarten. Dabei reichten sie uns Cognac und Brod, sprachen uns Muth zu und hießen uns guter Dinge sein. Genug das Ganze dieser Scene war menschenfreundlich und gutartig, wenn ich einige Tölpel ausnehme, die grob wurden, weil wir ihnen kein Gegenprosit mehr zutrinken wollten. Einer den ich bat, mich nicht weiter zu nöthigen, erklärte laut: ,ich sei ein Emigrirter, er kenne mich'. Dabei nahm er mein Pferd beim Zügel und wollte mich zum Repräsentanten abführen. Doch kam es nicht so weit, einige andere bedeuteten ihm seinen Unsinn und drängten ihn weg.

Nach einer halben Stunde führte man uns auf die Hauptwache. Hier wiederholten sich die Scenen vom Marktplaz, aber schon nach kürzester Frist wurden wir weiter geschleppt und zwar in das Gefängniß der Stadt; wir drei Officiere kamen in die Armesünderstube. Wol allenthalben sind sich diese Localitäten so ziemlich ähnlich. Das erste was mir ins Auge fiel, war eine mit Kohle an die

Wand geschriebene Zeile: ‚Der nächste Gang von hier geht zum Galgen.‘ Nun durften wir zwar annehmen, diesen Gang nicht thun zu dürfen, nichtsdestoweniger wirkte diese Zeile sehr unangenehm auf meine Empfindung und stand mir immer vor Augen. Sie war eine häßliche und beständige Mahnung an das höchst Kritische unserer Lage. Der Gefangenwärter frug, ‚ob wir Geld hätten, um uns durch seine Vermittelung Lebensmittel kaufen zu können‘, eine Frage, die wir leider verneinen mußten. Er schüttelte den Kopf, setzte einen Krug mit Wasser hin und wies auf einen andern größern Kübel; zugleich versprach er Brod und Streustroh zu bringen. Wir waren wie versteinert, doch kam ich mit Hülfe eines listigen Schurken von Gensdarmen, deren zwei bei uns geblieben waren, bald zu mir selbst. Freilich nicht auf angenehme Weise. Der Gensdarm redete mich an: ‚Monsieur, il y a bien long temps que je désire à avoir un souvenir d’un officier prussien. Vous avez là quelque chose, dont vous ne pouvez plus faire usage: votre escarpe; en faite moi present*.‘ Ich band meine Schärpe ab, erinnerte mich, leider zu spät, der guten Lehren des alten Malwing, schwieg und gab dem Buben, was er spottend von mir erbat. Zugleich mein Letztes. Mit ironischer Höflichkeit bedankte er sich und schritt unter vielen Krachfüßen zur Thür hinaus. Sein Spießgesell hatte es mit Gottschling eben so gemacht.

Der Gefangenwärter erschien nun wieder, brachte Streustroh und Leuchtung, fragte nochmals, ‚ob wir wirklich kein Geld hätten‘ und bedauerte uns herzlich, als wir ihm unser Nein wiederholten. Der gute, christliche Deutsche beklagte uns sehr und schien in Mitleiden für uns aufzugehen; nichtsdestoweniger vergaß er, uns unser Deputat Brod für den Nachmittag und Abend zu geben. Nur ein Weilchen noch blieb er, um uns Trost und Muth einzusprechen, wünschte uns dann eine wohlzuruhende Nacht und — ging. Das Letzte, was er uns hören ließ, war das Rasseln und Klirren der Schlösser und Riegel.

Nun waren wir mit uns und unserm Elend allein. Mein alter Wilhelmy erlag fast seinem Schicksal: er schwankte zur Streu und wünschte sich laut die ewige Ruhe. Gottschling litt heftige Schmer-

* „Mein Herr, ich wünsche mir schon seit langem, ein Andenken an einen preussischen Offizier zu besitzen. Sie haben da etwas, das Sie doch nicht mehr brauchen: Ihre Schärpe. Schenken Sie sie mir!“

zen, legte sich auch und hoffte Linderung vom Schlaf. Ich folgte seinem Beispiel. Ein paar Stunden mocht' ich geschlafen haben, als Wilhelmy mich weckte; ihm brannten Kopf und Körper, Gottschling erwachte ebenfalls im heftigsten Wundfieber. Beide lechzten nach Wasser und Gott! der Krug war leer, eben so der Kübel. Ich lief in der Stube umher, rief und schrie nach Hülfe; umsonst, unser Kerker war zu abgelegen, als daß irgendwer hören konnte. Ich stieß gegen die Thür, in der Hoffnung sie zu sprengen, aber Schloß und Riegel waren zu fest. Hinweg, selbst von der bloßen Erinnerung an diese Unglücksnacht.

Den 2. Dezember 1793. Morgens, vielleicht acht Uhr, saß ich an dem Lager meiner beiden Gefährten, vertieft und verloren in unser trübes Geschick. Wilhelmy und Gottschling, trotz Fieber und Durst, waren eben wieder eingeschlafen, als plötzlich die Thür aufging und einige junge Frauenzimmer, deren Bekanntschaft Gottschling vor acht oder zehn Tagen gemacht hatte, mit Kaffee und Semmel bei uns eintraten. Diese gutmüthigen Magdalenen, die vielleicht durch den Gefängnißwärter von ihm gehört haben mochten, hatten sich mit Mühe und Schwierigkeiten einen Weg zu uns gebahnt und leisteten nun so viel Hülfe, wie in ihren Kräften stand. Auch einen Stadtwundarzt brachten sie mit, um Gottschlings Wunden zu verbinden. Ich weckte nun meine beiden Kranken jubelnd auf und Beide labten und erquickten sich an dem Frühstück, das ihnen geboten wurde. Unsere barmherzigen Samariterinnen standen uns gegenüber und freuten sich herzlich, daß uns ihre Gabe so vortreflich mundete; eben so herzlich war unser Dank. Während des Frühstücks fand sich allerlei Gesellschaft ein: der gute christliche Kerkermeister, dessen Ehegespons, einige Gensdarmen, schließlich auch einige Officiere. Man kam und ging, Alle waren voller Mitleid, aber dabei hatte es sein Bewenden.

Im Laufe des Vormittags erschienen noch ein Generaladjutant Namens Bertrand, mehrere junge Leute von der Adjutantur, endlich auch ein Secretair, um unsere Charaktere und Namen aufzunehmen. Alle diese Herren, besonders sichtbar und auffallend aber der Erstgenannte (Bertrand), waren äußerst betreten, uns so gemißhandelt zu finden. Der Umstand, daß die Zweibrücker Mädchen uns ein Frühstück und zwar als ein Almosen gereicht, dazu auch einen Arzt uns zugeführt hatten, brachte die Herren vorzugsweise in Ver-

legenheit. Sie waren Zeugen, daß wir unsere Wohlthäterinnen mit einem einfachen ‚Gott vergelt's Euch‘ bezahlen mußten. Einige der jungen Officiere versuchten auf mancherlei Art die Sache zu entschuldigen, doch ging es ihnen damit nur schlecht von statten. Der Umstand, daß man uns in drei Tagen noch kein Zehrungsgeld, am Nachmittag und Abend kein Brod und auf die letzte Nacht auch nicht einmal Wasser, Heizung und Licht zur Genüge gegeben hatte, war nicht wohl zu entschuldigen. Alles, was man für uns gethan, war, daß man uns unsere Schärpen geraubt hatte. Bei Aufzählung aller Unbill, die wir erfahren, traten mir die Thränen in die Augen. Bertrand, als er dessen gewahr wurde, trat zu mir heran und hatte freundliche Worte für mich. Es that mir wohl, und ich vermochte mich wieder zu fassen. Nachdem man unsere Namen und Charakter aufgeschrieben, schenkte uns Bertrand unter dem großmüthigen Vorwande, daß es die rückständige Gage sei, anderthalb Karolin; auch wurde ein Mittagbrod für uns besorgt. Ein Bekannter Wilhelm's, ein verabschiedeter Soldat, der jetzt in Zweibrücken lebte und vor einigen Wochen erst als Handelsmann Wein und andere Lebensmittel in's Lager geliefert hatte, erschien ebenfalls. Dieser verschaffte einem Jeden von uns ein Hemd. In Folge davon wurde nun zwar unsere Kasse so gut wie wieder gesprengt, aber dennoch erkaufte wir die Glückseligkeit des Wäschewechsels damit nicht zu theuer.

Gegen Mittag brachen wir aus der Zweibrücker Armensünderstube auf und kamen um drei Uhr in Blieskastel an. Man war ungeschlüssig, wohin mit uns. Nachdem wir wieder dreiviertel Stunden lang auf freier Straße zur Schau ausgestellt gewesen waren, brachte man uns endlich in den ‚Thurm‘. Sergeanten und Gemeine bekamen den Raum unterm Dach; wir Officiere und der Junker aber wurden in die Stube des Stockmeisters einquartirt. Hier fanden wir bereits zehn oder zwölf Geiseln vor, die die französische Armee bei ihrer Retirade aus der umliegenden Gegend mitgenommen hatte.“

Hier brechen die Briefe ab. Was ich noch zu erzählen haben werde, steht räumlich in keinem entsprechenden Verhältnis zu dem bis hierher Mitgetheilten und läßt die richtige Ökonomie im Aufbau dieses Kapitels vermissen. Aber diese „richtige Ökonomie“ ist

nicht immer höchstes Gesetz; ja es kann umgekehrt Pflicht sein, dies Gesetz auf den Kopf zu stellen. Ein solcher Fall liegt hier vor. Die Briefe, wie ich sie gegeben, sind wichtiger als die symmetrische Anordnung oder die bloße Wahrung der Proportionen.

Otto von Rohr samt seinen Leidensgenossen, die wir aus vorstehenden Briefen kennengelernt, wurde nach Frankreich abgeführt und in Nogent sur Seine, etwa siebenzig Kilometer von Paris, interniert gehalten. Hier lebte er ein Jahr lang und darüber in ungeprübtem Glück, soweit das Leben eines Gefangenen überhaupt ein glückliches sein kann. Die große Zeit störte nicht seine Kreise. In Paris die Schreckensherrschaft, in Nogent Friede. Auf dem Eintrachtsplatze, furchtbare Ironie, fiel Dantons Haupt, und sein blutiger Schatten ging um, bis das Haupt dessen, der ihn stürzte, dem seinen nachgefallen war. In Nogent aber, als wäre die Welt so klar wie die Sommernacht, die sich jetzt über ihm wölbte, saß Otto von Rohr unter dem Gezweig einer mächtigen Akazie, und neben ihm saß Jacqueline, die Tochter des Hauses, halb Kind noch, und hörte ihm zu, wenn er von seiner Heimat erzählte, von den weiten Strecken Sand und der Sumpfniederung, in der ein Fluß läuft, schilfbestanden und tief und schwarz wie der Styx, der um das Reich des Todes schleicht. Dann fragte Jacqueline, „ob dort auch Menschen wohnen?“

„Kaum“, fuhr im Übermut der Gefangene fort, „Halbwilde nur, die schwarzes Brot essen und einen bräunlichen, immer schäumenden Saft trinken, den sie Bier nennen. Und zur Winterzeit machen sie Löcher ins Eis und springen hinein, oder sie jagen tagelang durch den Wald, um Füchse zu fangen oder mit dem wilden Eber zu kämpfen. Wenn sie dann heimkehren, können sie oft ihr Dorf nicht finden, weil es in Schnee versunken ist.“ Dann fragte Jacqueline: „Und wie sehen diese Menschen aus?“ worauf dann die lachende Antwort kam: „Genau wie ich, Jacqueline.“ Und dann lachten sie beide und hörten nicht, daß ein leises Rauschen wie ein Klage-ton durch den Wipfel der alten Akazie ging.

Der Baum, der das Leben kannte, wußte was bevorstand: die Trennung. Sie kam; der Basler Frieden machte den Gefangenen frei. Wie viel Schwüre wurden laut, wie viel Tränen fielen. Eines Tages aber lag alles zurück wie ein Traum, und nur zweierlei war

noch wahr und wirklich: das Leid im Herzen Jacquelinens und eine kleine seidengestickte Henkelbörse, die sie dem Scheidenden zum Abschiede gereicht hatte. In der Börse selbst aber war eine Schaumünze mit ihrem Lieblingsheiligen darauf, und — ein Samenkorn vom Akazienbaum.

Dies Samenkorn ist in Triepflaß aufgegangen. Es ist derselbe Baum, der, womit wir diese Erzählung einleiteten, vom Park aus in das Gartenzimmer blickt.

Urania von Poincy

Die Tage von Nogent sur Seine lagen über ein Menschenalter zurück. Da in demselben Jahre, in dem unser Otto von Rohr, inzwischen zum General und Präsidenten hoher Kommissionen emporgestiegen, aus dieser Zeitlichkeit schied, knüpften sich neue Beziehungen zwischen Frankreich und — Triepflaß. Noch einmal gewann ein Rohr ein französisches Frauenherz. Und diesmal keine Trennung, oder doch keine andere als ein früher Tod.

Moritz von Rohr, ein Neffe Ottos stand 1838 bei einem rheinischen Regiment in Saarlouis. Er war zweiundzwanzig Jahre alt, groß und schlank. Der Winter brachte Maskeraden und Bälle wie gewöhnlich; auf einem dieser Bälle machte Moritz von Rohr die Bekanntschaft Urania de Poincys, der schönen Tochter des Herrn und der Frau von Poincy, die sich damals, sei es Erziehungs- oder Zerstreungs- oder Gesundheitshalber, in Saarlouis aufhielten. Dieser Ball entschied über das Leben des jungen Paares. Ihre leidenschaftliche Liebe zueinander überwand jedes Hindernis, Moritz von Rohr erbat und erhielt seinen Abschied, und in demselben Winter noch erfolgte die Trauung des jungen Paares zu Notre-Dame in Paris.

Der Hindernisse, deren ich eben erwähnte, waren nicht wenige gewesen. Weder die Familien noch die Verlobten kannten einander; die Braut in erster Jugend, der Bräutigam nur ein wenig älter; dazu seitens des letzteren das Ausscheiden aus einer Laufbahn, die kaum erst ehren- und hoffnungsvoll von ihm betreten worden war. Aber mehr noch. Die Familie der Poincy war nicht mehr jenseits des Rheins, sie war jenseit des Ozeans zu Hause, seitdem der Großvater der jungen Dame, deren vornehme Schönheit

sich in ihrem Namen zu erkennen gab, anno 93 das vom Schrecken regierte Frankreich gemieden und, nach Amerika flüchtend, erst in Kuba, dann in Neuorleans sich niedergelassen hatte. Dort lebte jetzt die Familie in hohem Ansehen. Der Name de Poincy war der Name einer Handelsfirma geworden. Selbstverständlich nicht hierin lag die Schwierigkeit; die Rohrs dachten niemals gering von bürgerlicher Hantierung, am wenigsten vom Großhandel, der mit eigenen Schiffen die Meere befährt, aber der Weg von der Dosse bis an den Mississippi war weit, und ein Rohrsches Herz hält fest an Wusterhausen und Trieplaz.

Dies waren die Schwierigkeiten; doch die Liebe des jungen Paares überwand sie alle. Moriz von Rohr trat in das Handelshaus seines Schwiegervaters ein, und nie wurde brieflich oder mündlich ein Wort laut, das darauf hätte hindeuten können, er habe die Trennung von Vaterland und Familie bereut. Kein Wort der Reue, aber auch kein rechtes Wort des Glücks. Die nationalen und konfessionellen Unterschiede ziehen eben eine tiefe Kluft, und noch ist mir kein Beispiel bekanntgeworden, wo die bloße Sympathie der Herzen stark genug gewesen wäre, diese Kluft zu überbrücken. Je feiner und durchgeistigter die Organismen, desto mehr tritt dieses Trennungselement hervor. Man liebt sich, aber man ist nicht eins; jede Freude ist nur halb, weil nur einmal unter hundert Fällen die Freude auf neutralem Gebiet erblüht. Die Sinne und vielleicht auch die Seelen stimmen; doch was hilft es? Der Gegensatz der Geister klingt disharmonisch hinein. Es ist nicht erwiesen, aber es ist wahrscheinlich, daß auch das Glück Moriz von Rohrs und Urania von Poincys einen Schleier trug.

Zehn Jahre nach der Vermählung war dieser Schleier für die junge Frau ein Witwenschleier geworden. Moriz von Rohr glaubte sich akklimatisiert und unterließ es im Sommer 1848, die Fieberluft Neuorleans mit der gesunden Küstenluft am mexikanischen Golf zu vertauschen. Er erlag dem Selben Fieber.

Zwei Jahre später (das kaufmännische Geschäft war an den Sohn des Herrn von Poincy übergegangen) kehrte der ältere de Poincy mit seiner Familie, Frau, Tochter, Enkelin nach Frankreich zurück. Die Enkelin war das einzige Kind Moriz von Rohrs. Man kaufte sich in Frankreich an. 1854 waren Frau von Poincy, die Schwiegermutter, und Urania von Rohr geb. von Poincy in Trie-

platz auf Besuch; sie mochten Parallelen ziehen zwischen ihrer Hacienda daheim und dem alten Hof des „Hauptmanns von Kaper-naum“. Vieles fehlte, aber es fehlte auch die Sumpflust, die so früh die schöne Frau zur Witwe gemacht hatte. Die Dofse ist gesund.

Die Tochter Moritz von Rohrs war nicht mit bei diesem Besuch; sie war in einer französischen Klosterschule zurückgeblieben. Erst sechzehn Jahre später lernte sie die Landsleute ihres Vaters kennen, als diese während des siebziger Krieges vor dem Kloster Abbaye aux Bois ihr Lager aufschlugen. In diesem Kloster stand das junge Fräulein von Rohr damals als Novize; längst seitdem hat sie den Schleier genommen. Die Großeltern sind tot; die Mutter lebt in Paris.

Ein schönes Porträt, das inmitten der Familienschildereien hängt, mahnt an die nahen Beziehungen des Hauses Rohr zum Hause de Poincy. Der weiße Teint, das schwarze Haar, die leuchtenden Augen geben das typische Bild der schönen Kreolin. An Sommertagen, wenn der Akazienbaum seine Zweige bis dicht vor das Fenster streckt, ist es als spielten seine Blätterschatten mit Vorliebe um dieses Bild. Es ist dann wie ein Nicken und Grüßen Jacquelinens an Urania von Poincy.

Tramniß

Beneath those rugged elms,
Where heaves the turf in many a moulding heap,
The rude forefathers of the hamlet sleep*.

Thomas Gray

Eine halbe Meile nördlich von Triepitz liegt Tramniß, ebenfalls ein Alt-Rohrsches Gut. Der Weg dahin hat denselben Einsamkeitscharakter wie die Landschaft, die ich zu Beginn des vorigen Kapitels geschildert habe. Die Dossener sind eben von einer ganz besonderen Tristheit, wenigstens soweit der obere Lauf des Flusses in Betracht kommt. All diese Strecken veranschaulichen wirklich jene märkische Landschaft, wie sie im allgemeinen nur in der Vorstellung der Mittel- und Süddeutschen existiert.

Das Dorf wirkt wie ein Kind des Bodens, auf dem es gewachsen; es weckt ein Herbstgefühl, aber nichts was uns wie Maienlust und Vogelsang berühren könnte. Auch die Stelle, wo das Herrenhaus gelegen ist, ändert nichts an diesem Eindruck. Vielleicht wäre es heiterer hier, wenn nicht der weiße, ziemlich weitschichtige Bau, in dessen Front mächtige Linden aufragen, eine Mausoleumsstille um sich her hätte. Seit dem Tode des Vorbesizers ist das Herrenhaus unbesetzt; das Leben hat sich in ein danebenstehendes einfaches Fachwerkhäuslein zurückgezogen, an dessen Schwelle wir von einer freundlichen alten Dame empfangen und an einen mit zierlichen Meißner Tassen besetzten Kaffeetisch geführt werden. Denn wir sind erwartet.

Die freundliche alte Dame ist „Tante Wilhelmine“; sie verwaltet den Anekdotenschatz des Hauses, und der Kaffee, von dem wir eben wohlgefällig nippen, wohin könnte er die Unterhaltung natürlicher hinüberleiten, als zur Geschichte von „Tante Fieckchen“.

Tante Fieckchen, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf Tramniß lebte, war um 1733, als Kronprinz Friedrich in Ruppiner stand, eine hochbetagte Dame, die das Vorrecht hatte, allen derb die Wahrheit zu sagen, namentlich auch den jungen Offizieren des Ruppiner Regiments, wenn diese zum Besuch nach Tramniß her-

* Wo unter zerjausten Ulmen
Der Rasen sich zu manch einem Hügel wölbt,
Die rauhen Vorfahren von Hamlet ruh'n.

überkamen. Einstmals kam auch der Kronprinz mit; er wurde inognito eingeführt, und da ihm „Tante Fieckens“ Kaffee, der wenig Aroma aber desto mehr Bodensatz hatte, nicht wohlschmecken wollte, so goß er ihn heimlich aus dem Fenster. Aber Tante Fieckens hätte nicht sie selber sein müssen, wenn sie's nicht hätte merken sollen. Sie sagte ihm also starke Sachen, und als sie endlich hörte, wer der von ihr Gescholtene sei, wurde sie nur noch heftiger und rief: „Na, dann um so schlimmer; wer Land und Leute regieren will, darf keinen Kaffee aus dem Fenster gießen; Sein Herr Vater wird wohl recht gehabt haben!“ Sie wurden übrigens später die besten Freunde, und wenn der König irgendeinen alten Bekannten aus dem Ruppinschen sprach, unterließ er nie, sich nach Tante Fieckens zu erkundigen.

Das Tramniger Haus umschließt manche alte Erzählung, manche anekdotische Überlieferung.

Unter den Familienbildern, die dichtgedrängt an den Wänden hängen, ist eines, das aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammend, der Tradition nach von Philipp Hackert gemalt wurde. Es heißt: ausnahmsweise (was auch zutreffen würde) habe er hier ein Porträt gemalt. Das Bild stellt ein Fräulein von Rohr als junges, kaum erwachsenes Mädchen dar in dem Rokokostüm jener Tage. Hackert soll sie geliebt haben. „Wer will es heute noch feststellen, aber es hört sich wenigstens gut an.“ Gewiß. Aller Wahrscheinlichkeit nach liegt hier übrigens ein Irrtum, eine Verwechslung der beiden Brüder Philipp und Wilhelm Hackert vor. Philipp, der weitaus berühmtere, war Landschaftler, Wilhelm Porträtmaler. Woraus sich das Vorhandensein eines Hackertschen Porträts an dieser Stelle, aber von dem unberühmteren Bruder herührend, am einfachsten erklären würde.

Der interessanteste Punkt, den Tramnitz aufzuweisen hat, ist der „alte Kirchhof“. Er liegt mitten im Dorf, von der sich hier teilenden Straße rechts und links umfaßt, und macht von außen wie innen den Eindruck eines verwilderten Parks. Eichen, Linden, Akazien wachsen hoch auf, dazwischen Fliederbüsche wie eine Art Unterholz, und alles umschlungen und durchdrungen von Blumen und Unkraut, von Efeu und Hagebuttensträuchern. Eine vollkommene Wildnis. Die Stelle, wo die alte Kirche stand, ist kaum noch zu erkennen, seitdem Moos und Farnkräuter über die Fundamente hin-

gewachsen sind. Nur zwei einfache Denkmäler, freilich auch sie halb versteckt, mahnen daran, daß hier einst begraben wurde. Das eine — ein Obelisk, der „dem theuren Andenken der besten Gattin und Tochter, Frau Margarethe von Rohr, geb. Freiin zu Putlitg“ errichtet wurde — trägt folgende Inschrift:

Sie ließ der Welt vergänglich Glück,
 Ließ Schmerz und Elend hier zurück,
 Drang, ewig frei von aller Noth
 In's Freudenleben durch den Tod.

Wann einst von uns, in Gott vereint,
 Der letzte auch hat aus geweint,
 Dann wird ein frohes Wiedersehn
 Auf ewig unser Glück erhöh'n.

Das andere Denkmal, um zehn Jahre älter, stellt den bekannten trauernden Knaben dar, der sich an eine Aschenurne lehnt. „Kindliche Ehrfurcht widmet dies Andenken.“ Einer Inschrift am Sockel entnehmen wir, wem und wann es errichtet wurde: Hans Albrecht Friedrich von Rohr, R. Preussischer Oberst, geboren den 3. August 1703, gestorben den 6. Dezember 1784.

Dieser Hans Albrecht Friedrich von R. stand in Magdeburg, machte alle Kampagnen unter Friedrich II. mit und nahm 1760 den Abschied. Während seiner Garnisonstage in Magdeburg, unmittelbar vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, trat er — soweit die Verhältnisse dies gestatteten — in Beziehungen zum Freiherrn von der Trenck, der ihm eine in seiner Gefangenschaft selbstgefertigte Tabakdose von Kokosnuß und Perlmutter zum Geschenk machte. Die Seitenwände zeigen Cupido mit Pfeil und Köcher, der nach einem Herzen schießt, dazu die Umschrift:

Du hast mich nicht getroffen,
 Was hat mein Herz von dir zu hoffen?

(Etwas dunkel.) Oben auf dem Deckel ein Adler, der mit der Klaue das Rohrsche Wappen hält. All dies hatte Trenck mit einem eisernen Nagel gearbeitet, da er kein Handwerkszeug besaß. Die Dose existiert noch im Herrenhause zu Tramitz.

Der „alte Kirchhof“, umspielt von Kindern, umgeben von dem Treiben alltäglichen Lebens, ist, wie schon angedeutet, das Beste

und jedenfalls das Poetischste, was Tramnitz aufzuweisen hat. Der neue Friedhof draußen am Rande des Dorfes reicht an diesen alten nicht heran, und auch die hart daneben gelegene Kirche kann ihm nicht aufhelfen; sie hat selber keinen Überschuss an Poesie. Sie stammt aus der „armen Zeit“, aus den Jahren, die zwischen 1806 und 1815 liegen (auch die Jahre, die folgten, waren nicht viel besser), und so präsentiert sich denn das neue Gotteshaus wie eine Fachwerkscheune, in die ein halbes Dutzend Fenster eingesetzt wurde. Vielleicht, daß ich gar nicht dazu gekommen wäre, in diese Neukirche einzutreten, wenn ich nicht zuvor in Erfahrung gebracht hätte, daß hier an geweihter Stelle hinter dem Altar eine Fahne aufbewahrt würde, die irgendein Tramnitzer Nohr, sei es nun den Schweden bei Fehrbellin, oder den Österreichern bei Hohenfriedberg, oder den Franzosen bei Belle-Alliance abgenommen habe. Wo ich von solchen Dingen etwas vernehme, spiß' ich die Ohren wie ein Kavalleriepferd, wenn es die Signale hört; ich bat also, die Kirche sehen zu dürfen. Richtig, da war die Fahne, auch hinterm Altar, alles wie erzählt. Ich rollte das Fahnentuch auseinander, das mir sofort durch sein Gefnister und seinen gänzlichen Mangel an Spinnweben auffiel; denn eine richtige alte Fahne ist immer so, daß man nicht recht weiß, wo das Seidenzeug aufhört und das Spinnweben anfängt. Da lag also die Trophäe ausgebreitet auf den Steinfliesen des Mittelganges, und ich sah auf den ersten Blick, was die Tramnitzer bis dahin nicht gesehen hatten, daß es das Nohrsche Wappen war (drei rote Spitzen im silbernen Felde), was in dem Fahnentuch prangte. Es war also eine Fest- und Einzugsfahne, oder eine Wappenfahne, die bei irgendeinem Karussellreiten von irgendeinem jungen Nohr getragen worden war. So erlosch die historische Glorie, die bis dahin dieses Banner umgeben hatte.

Mir aber war es ein neuer Beweis für die hundertfältig beobachtete Tatsache, daß überall, wo eine Dorfbevölkerung einem Gegenstande begegnet, der das Interesse weckt, ohne doch zugleich voll verstanden zu werden, daß überall in solchen Fällen die „mythenbildende Kraft“ in Aktion tritt, die solchen unaufgeklärten Gegenstand sofort mit poetischer Freiheit behandelt. Ob die Dinge dabei ein Jahrzehnt oder ein Jahrtausend zurückliegen, ist gleichgültig. Die Sage ist in allen Stücken souverän, was sie aber am souveränsten behandelt, ist die — Chronologie.